

August

No. 8

1897

Der Sozialismus in Ungarn.

Von

Ernst Garami

(Budapest).

Nicht nur in Ungarn selbst, sondern weit über die Grenzen dieses „halbbarbarischen Landes“ — wie es Bebel nennt — erregte es Aufsehen und Staunen, dass zwischen den ungarischen Bauern und Landarbeitern eine tiefgehende sozialdemokratische Bewegung zu Tage trat, die in diesem Jahre bereits zu einen Ernte-Streik führte. Voll Schrecken wurde man gewahr, dass selbst in diesem in Honig und Milch fließenden Lande sich das rothe Gespenst ausbreitete, und zwar zwischen einer Bevölkerung, die bisher als immun gegen diese Pest betrachtet wurde: die Landarbeiterschaft.

Das Wort vom antikollektivistischen Bauernschädel war bisher eine Redensart, an welcher die Vertreter und Verfechter der heutigen Gesellschaftsordnung noch ihre Freude haben konnten. Denn wenn es auch für die ohne Vorurtheil Denkenden feststand, dass der Landbewohner ebensowenig immun ist gegen die Sozialdemokratie, wie irgend eine andere arbeitende Schicht der Menschheit, so konnten die Schildträger dieser Gesellschaftsordnung immerhin auf die geringen Erfolge der Sozialdemokratie auf dem Lande hinweisen und behaupten, dass an der „gesunden Denkungsart“ der Landarbeiter alle sozialdemokratische Agitation abprallen muss. Wenn nun z. B. in Deutschland neben einer grossen Industriearbeiter-Bewegung nur eine im Verhältniss minimale Landarbeiter-Bewegung Platz gegriffen hat, so konnten die ungarischen Machthaber anscheinend mit Recht behaupten, dass in Ungarn, wo von einer Industrie fast nur in der Hauptstadt eine Rede sein kann, die Sozialdemokratie nie ihren Einzug halten wird. Und so konnte noch vor wenigen Jahren ein ungarischer Minister mit frohem Bewusstsein behaupten: „Die Sozialdemokratie hört bei der ungarischen Grenze auf!“ — Und ein anderer „Staatsmann“ behauptete nicht minder selbstbewusst: „In Ungarn ist kein Boden für die Sozialdemokratie!“

Thatsächlich konnte auch in Ungarn bis vor einigen Jahren nur von einer sozialdemokratischen Bewegung der Industriearbeiter die Rede sein, die also mit der Grossindustrie auf Budapest und einige Provinzstädte beschränkt war. Diese Industrie, die kaum drei Jahrzehnte alt ist, ist im Wesentlichen eine aus dem Auslande und durch Ausländer —

hauptsächlich aus Oesterreich und Deutschland — eingeführte und in's Leben gerufene. Die ungarische Regierung hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Ungarn in die Reihe der Industriestaaten emporzuheben, und sie hat es niemals an irgend welcher Unterstützung des unternehmenden Grosskapitals fehlen lassen, wenn es sich um eine neue Gründung oder Einführung eines Industriezweiges handelte. So war dann der Spekulation in Ungarn reichliches Feld eröffnet, und das internationale Grosskapital liess sich auch nicht lange bitten, sondern warf sich mit einer wahren Wuth auf das vielversprechende Objekt: Ungarn. Dass sich die mit staatlicher Hilfe und Protektion gegründeten Fabriken fast ausschliesslich in Budapest, in dieser einzigen Grossstadt Ungarns, konzentrirten, ist selbstverständlich, denn nur hier waren alle jene Hilfsmittel aufgespeichert, deren der Grossbetrieb, um lebens- und konkurrenzfähig zu sein, bedarf. Und so entstand in Budapest in wenigen Jahren eine verhältnissmässig starke Industrie; ebenso entstanden solche Industrie-Oasen in diesem sonst ganz agrarischem Lande an der westlichen Grenze desselben, wo die Nähe von Oesterreich und die hier ebenso wie in Budapest allgemein gebrauchte und gesprochene deutsche Sprache ein Eindringen und Ansiedeln deutscher Industrieller erleichtert hatte.

Es ist selbstverständlich, dass dieser Ausbreitung des Grossbetriebes die denselben niemals verlassenden sozialen Erscheinungen auch bald am Fusse folgten. Das Grosskapital, welches einer vollständig unorganisirten und unselbständigen Masse gegenüber stand, nützte die Gelegenheit recht gründlich aus. Von einer auch nur einigermaassen hinreichender Arbeiterschutz-Gesetzgebung war natürlich keine Rede, und so war der Ausbeutungslust der Unternehmer keine Grenze gesetzt. Thatsächlich sind auch in keinem anderen Lande die Arbeiter so schlecht bezahlt und in ihren Interessen so wenig geschützt als in Ungarn. Die dem Elend auf dem Lande entfliehen wollenden, nach der Hauptstadt strömenden Landarbeiter halfen noch durch die Bildung einer ausreichenden Reservearmee die Löhne und Arbeitsbedingungen auf der niedrigsten Stufe zu erhalten.

So waren dann alle Bedingungen gegeben, die zum Entstehen einer sozialdemokratischen Arbeiterbewegung nothwendig sind. Die vielen deutschen Arbeiter, welche mit dem deutschen Kapital nach Ungarn zogen, um dort ihr Glück zu versuchen, hatten die Ideen des modernen Sozialismus mit sich genommen, und da der Boden, dank einer kurzsichtigen Regierung und den profitwüthigen Unternehmern, gut vorgedüngt war, so fanden diese Ideen eine sehr schnelle Verbreitung zwischen den Industriearbeitern. Die beschränkte lokale Ausbreitung der Grossindustrie brachte es aber mit sich, dass auch die Sozialdemokratie auf diese Industriestädte beschränkt blieb. Und so war schon seit längeren Jahren in Budapest und in einigen anderen Industrie-Oasen eine im Verhältniss starke sozialdemokratische Bewegung vorhanden, die aber eben durch diese lokale Beschränktheit zu keiner grösseren Bedeutung kommen konnte. Durch eine elende Wahlentrechtung und ebenso elende Vereins- wie Pressgesetzgebung hatte man dieser Arbeiterschaft alle Möglichkeit genommen, in eine grössere, das ganze Land mit sich reissende Bewegung einzutreten. Ausserdem hatte diese Arbeiterschaft fast gar keine Berührung mit dem

Land, es fehlte der Grundpfeiler, auf welchem man den Hebel zu einer grösseren Aktion erfolgreich anlegen konnte. So blieb denn die sozialdemokratische Bewegung der Industriearbeiter durchaus bedeutungslos, trotz aller redlichen und opferfreudigen Arbeit vieler Selbstloser, an der Spitze der Partei Stehenden. Eine gesunde sozialdemokratische Bewegung kann nur dort aufkommen und Erfolge erringen, wo genügend Terrain für ihre Ausbreitung, ihre propagandistische Thätigkeit, genügendes Terrain zum Ausfechten ihrer Kämpfe vorhanden ist; niemals aber dort, wo sie infolge der vorherrschenden Verhältnisse vom ganzen Lande in einigen engbegrenzten Gebieten isolirt ist. Dort ist ihr die Möglichkeit genommen, eine grössere Masse für sich zu gewinnen und sie wird, selbst wenn sie Jahrzehnte alt geworden ist, immer in den Kinderschuhen stecken bleiben und niemals die Kinderkrankheiten loswerden, die zwar einer jeden Partei bei ihrem Entstehen anhaften, aber bei Jenen, welchen die Möglichkeit und Fähigkeit einer grösseren Ausbreitung gegeben ist, bald abgestreift werden. So war es auch hier: die Streitigkeiten und Bruderkämpfe, diese Kinderkrankheiten unserer Partei, nahmen mit der Zeit nicht ab, sondern zu. Dieselben sind sozusagen als Entladungen des Missmuths über die Misserfolge der Partei zu betrachten: man erkannte nicht die wahren Ursachen dieser Misserfolge und beschuldigte sich gegenseitig für dieselben; die Bourgeoisie hatte Gelegenheit, als lachende Dritte daneben zu stehen. So rieben sich viele der besten Kräfte auf in diesem unmöglichen Kampfe, so verliess auch nach jahrelanger Sisyphos-Arbeit der Kommune-Minister Leo Frankel Ungarn.

Während nun in der Hauptstadt die Lage eine so unerquickliche war, bereitete sich auf dem Lande das Terrain für eine grosse sozialdemokratische Landarbeiter-Bewegung vor. Die Genossen der Hauptstadt kümmerten sich nicht viel um die Provinz; es schien, als wenn auch sie nicht viel von dem antikollektivistischen Bauernschädel erwarteten. Und so war von einer planmässigen Agitation auf dem Lande gar keine Rede. Unsere Agitatoren waren vielmehr die Grundbesitzer und die Behörden selbst, die Hand in Hand, allerdings gegen ihren Willen, aber doch mit besten Erfolg, für unsere Ideen Propaganda trieben: der Grundbesitzer, indem er in Erinnerung an seine alten Lehnherrens-Rechte die Arbeiter auf's Schamloseste ausbeutete; die Behörden, indem sie den Grundbesitzern, die ja sehr einflussreiche, in Regierungsgnaden stehende Herren sind, zu Allem die hilfreichste Hand boten. Der durch den Druck der ausländischen Konkurrenz immer mehr und mehr eingeführte rationellere Grossbetrieb machte den einen Theil der Arbeiter überflüssig und schob sie zur riesenhaft anwachsenden Reserve-Armee, — halste aber dafür dem andern Theil umsomehr auf, der nun bei immer kleiner werdenden Löhnen, immer mehr und mehr Arbeit verrichten musste. Dabei wurden die Arbeiter noch auf jede mögliche Art übervortheilt, bei den Lohnzahlungen übertölpelt u. s. w. Der Arbeiter konnte aber sein Recht bei den Behörden nicht finden, er war auf Gnade und Ungnade seinem „Herrn“ überliefert. Es ist kein Wunder, wenn schliesslich der ruhigen, an ihre elende Lage gewöhnten Bevölkerung das Blut zu sieden begann, und sich dies vorerst dadurch

bemerkbar machte, dass die Zusammenstöße zwischen den Arbeitern und der Gensdarmerie sich furchtbar vermehrten. Es entstand eine allgemeine, vorläufig noch ziellose Gährung im ganzen Tieflande. Die Regierung trug das Nöthige dazu bei: sie kam mit ihren Allheilmitteln, requirierte Militär, verbot, was sich verbieten lässt, mit einem Wort, liess kein Mittel unversucht, welches einer brutalen Regierung zu Gebote steht, — und die Erbitterung wuchs in's Riesenhafte. Dies gegen den Arbeitern gerichtete feindselige Vorgehen der Behörden artete schliesslich zu der planmässigen Provozierung der Arbeiter aus, die einfach bei jeder Gelegenheit den Gensdarmen gegenüber gestellt wurden und so vor der Alternative standen, entweder sich über den Haufen schiessen zu lassen oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ist es dann der Behörde gelungen, auf so eine Art irgendwo ein Blutbad anzurichten, so wurde der Regierung über das Resultat pflichtschuldigest Meldung erstattet: „So und so viel Todte, so und so viel Verwundete!“ — und damit war Alles wieder in Ordnung.

Fiel es einmal einem oppositionellen Abgeordneten ein, die Regierung im Parlamente zur Verantwortung zu ziehen, so wurde einfach erklärt, die Leute hätten revoltirt, und die Gensdarmen schossen nur aus Nothwehr. Eine auf's Ja-Sagen abgerichtete Majorität billigte dann diese Regierungs-Methode durch ihr Votum, und die ohnehin schon genug übermüthigen Land-Paschas liessen mit Rücksicht hierauf ihre Macht die Bauern noch mehr fühlen als früher. Bald war das Wort des rauhen Kriegers in Wallensteins Lager, „der Bauer ist ja auch ein Mensch — so zu sagen“, zu Schanden gerichtet. Nicht wurde er mehr als „Auch-Mensch“ betrachtet; wie ein gehetztes Wild sah er sich nur überall von Verfolgern und Feinden umgeben. Die berühmten ungarischen „Kavaliere“, die im Auslande mit ihrem Gelde nicht verschwenderisch genug auftreten können, sie wetteiferten alle im edlen Streite mit einander in der Ausbeutung und Ausnützung der Bauern. Die erste Bethätigung der allgemein aufkommenden Unzufriedenheit war dann auch, dass sich die noch vielfach vorherrschenden patriarchalischen Beziehungen zwischen dem Landmagnaten und „seinen“ Arbeitern löste und die Landarbeiter anfangen, in ihm nicht mehr ihren Brodgeber, sondern ihren Ausbeuter zu erblicken.

Natürlich fiel unter diesen Umständen die Idee des Sozialismus, die auf irgend eine Weise sich bei einem Theil der Landarbeiter Eingang zu schaffen wusste — Ideen wandeln bekanntlich nicht immer die ihnen amtlich vorgeschriebenen Wege und Stege — wie ein zündender Funke in's Pulverfass. Mit Begeisterung griffen sie danach, und bald war ein grosser Theil der Landarbeiter für die Sozialdemokratie gewonnen. Dieser Einzug der sozialdemokratischen Ideen vollzog sich vollständig im Stillen. Wenn man auch die allgemeine Gährung und Unzufriedenheit überall bemerkte, so wusste man doch nicht, dass diese Bewegung eine so ausgeprägt sozialistische geworden ist. Selbst die hauptstädtischen Genossen waren überrascht, als der sozialistische Charakter dieser Bewegung gelegentlich einer nach dem oben beschriebenen Rézepte durch die Behörde hervorgerufenen Revolte zu Tage trat. Man hatte plötzlich Bauern vor sich, die für die Ideen des Sozialismus nicht nur sprachen, sondern thatsächlich ihr Leben einsetzten. Bei dem nach der Revolte

folgenden Prozess staunte alle Welt, mit welcher Klarheit und Reinheit die Anschauungen des modernen Sozialismus in diese antikollektivistischen Bauernschädel eingedrungen war.

Nun wurden auch die Stadtgenossen langsam gewahr, dass der Schwerpunkt der ungarländischen Sozialdemokratie nicht bei den Industrie-, sondern bei den Landarbeitern zu suchen ist. Man sah bald ein, dass mit dieser Masse, wenn sie einmal gewonnen, Vieles und Grosses zu erreichen ist und man begann deshalb auch bald, eine planvolle Landagitation einzuleiten, die allgemeine Unzufriedenheit für unsere Partei auszunutzen und die gewonnenen Genossen nach Möglichkeit zusammenzuschliessen.

Wenn auch diese Arbeit durch Verfolgungen, die an Brutalität ihres Gleichen suchen, sehr erschwert war, so trug sie doch bald ihre Früchte. Der ungarische Bauer ist nicht nur nicht „immun“ gegen die Sozialdemokratie, sondern er inklinirt in ganz vorzüglicher Weise für dieselbe. Der ungarische Landarbeiter und Kleinbauer hatte bis jetzt keine politische Gesinnung, denn durch die bestehende Wahlentrechtung war er von der Politik ausgeschlossen und kümmerte sich nicht um dieselbe, hatte er doch bei dem Mandats-Schachern nicht mitzureden. Er wurde von den Parteien für Luft angesehen — dieselben bemühen sich nur um den durch seine 10 fl. Steuer zum Wählen Berechtigten —, niemand kümmerte sich um seine politische Gesinnung, und so blieb ihm nachgerade nur noch eine Erinnerung, die ihn leise mit der Politik verknüpfte: die Erinnerung an die Revolutionsjahre 1848—1849.

Es giebt kein Volk, in welchem die Revolution von 1848 so tiefe Spuren hinterlassen hat, wie bei dem ungarischen. Die Schlagwörter von damals „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ blieben seine Ideale bis heute, und der in damaliger Zeit gegen die deutsche resp. österreichische Reaktion gerichtete glühende Hass breitete sich später naturgemäss auf Alles aus, was deutsch ist, und blieb ihm noch bis heute treu. Hieraus erklärt sich der Deutschen-Hass des ungarischen Volkes,*¹) der seinen letzten Grund in der Freiheitsliebe und nicht in einem kurzzeitigen Chauvinismus desselben hat, was am besten beviesen wird dadurch, dass in den kern-magyarischen Gegenden das Internationale der Sozialdemokratie durchaus kein Hinderniss für dieselbe war. Im Gegentheil wurde dies Wort mit Begeisterung aufgegriffen, und man ist stolz, dass man sich mit den Genossen des Auslandes, auf deren Erfolge man mit Bewunderung sieht, solidarisch weiss. Aber gerade dies, dass nämlich der für sein Vaterland schwärmende ungarische Deutschen-Hasser sich auf einmal für den Internationalismus begeisterte — gerade dies verblüffte die Bourgeoisie am meisten, und mancher Philister schüttelte stauend den Kopf: wie denn blos der „nüchterne“ Landarbeiter zu „solchen“ Ideen komme?! — man vergass nämlich, dass die Vaterlandsliebe des

*¹) Des Volkes und nicht der in Chauvinismus machenden, auf diese Gefühle des Volkes spekulirenden Parlamentarier, die, obzwar sie recht gut wissen, dass dieser Hass nicht gegen das Deutschthum, sondern gegen die österreichische, Wiener Hof-Reaktion gerichtet ist, denselben für ihre eigennützigen Zwecke ausbeuten. Allerdings hat dieser Hass gegen die österreichische Reaktion seit der Selbständigmachung Ungarns nur mehr eine traditionelle Berechtigung; vielmehr handelt es sich jetzt um die ungarische Reaktion, was dem Volke beizubringen die Sozialdemokratie sich mit bestem Erfolg aufs Eifrigste bemüht.

Volkes, mit ihrem eigenen dummen, auf Eigendünkel und Interessirtheit beruhenden Chauvinismus nichts zu thun habe.

Und so rächte sich die politische Entmündigung der Arbeiter auch auf diese Weise. Der keiner politischen Partei angehörige, in seinen revolutionären Erinnerungen lebende, abgehetzte und ausgenutzte Landarbeiter war für die Sozialdemokratie nicht schwer zu gewinnen. Die Zahl der Genossen nahm tagtäglich zu, und wenn auch die Regierung alle ihre Machtmittel aufbot und eine jede formelle Organisation zerstörte, so trat bald an Stelle der offenen eine geheime, aber umso intensivere Agitation. Ebenso wurden die Organisationen als geheime gegründet, die solcher Art für die Behörden noch weniger kontrollirbar wurden und derselben mehr Arbeit schufen. Durch diese geheime Agitation und Organisation brachte man es bald so weit, dass man daran gehen konnte, zu den Gemeindevahlen eigene Kandidaten zu stellen, und da das Wahlrecht hierzu allgemein ist, so brachte man auch vielfach eine Majorität durch. In mehreren, ausschliesslich von Landarbeitern und Bauern bewohnten Gemeinden haben nun unsere Parteigenossen die Führung der Gemeindegeschäfte in der Hand.

Bei diesem raschen Vorwärtsschreiten der Bewegung kam bald das Bedürfniss einer gemeinsamen Aussprache auf. Es ist noch nicht sehr lange her, dass auf einem Kongresse der politischen Partei der erste bäuerliche Delegirte angestaunt wurde, und nun war man bereits soweit, eigene Kongresse der Feldarbeiter abzuhalten. Solche Kongresse fanden auch — zwei an der Zahl — im Anfange dieses Jahres statt. Beide standen auf durchaus sozialdemokratischem Standpunkte und verpflichteten sich neben den speziellen Forderungen für die Landwirthschaft auf sämtliche Forderungen der politischen Partei aufs Nachdrücklichste.

Speziell für die Landwirthschaft wurden gefordert: 1. ein vorläufig 12 stündiger Arbeitstag mit Aufrechterhaltung der Forderung des 8 Stunden-Tages; 2. Abschaffung der Akkord-Arbeit und Einführung des Tagelohns; jede Bezahlung in Baar, und nicht in Naturalien; 3. Abschaffung der Robot-Arbeit (ohne Bezahlung zu leistende Arbeit), die Zahlung der eventuellen unvermeidlichen Ueberstunden nach der Stundenzahl; 4. die Arbeitsvermittlung bei jeder grösseren Arbeit durch ein zentrales Sekretariat; 5. gleiche Bezahlung der gleichwerthigen weiblichen Arbeit mit der männlichen Arbeit u. s. w.

Auf politischem Gebiet wurden gefordert: das allgemeine, direkte und gleiche Wahlrecht, vollständige Press- und Versammlungsfreiheit, Freizügigkeitsrecht mit Abschaffung der Ausweisungsbefugnisse der Behörden u. s. w. Auch beschloss man ein eigenes Fachblatt der Feldarbeiter herauszugeben, welches auch seitdem zweimal monatlich erscheint und eine ziemlich grosse Verbreitung gefunden hat.

Auf diesen Kongressen tauchte auch die Idee eines allgemeinen Ernte-Streiks zum ersten Mal in greifbarer Form auf. So sagte unter Anderem ein Delegirter aus der besonders infizirten Stadt Orosháza: „Die Landarbeiter fordern ihre Rechte, und die Herren sollten Acht geben! Wir sind hier aus vielen Gemeinden versammelt, und wenn wir das allgemeine Wahlrecht nicht bald haben, so werden wir zur Zeit der Hoch-

Ernte die Parole ausgeben: wir ernten nicht weiter, bevor wir unsere Rechte haben!“

Der allgemeine Ernte-Streik war hier also als ein politisches Kampfmittel gedacht, und wenn er auch dies Jahr nur einen rein wirthschaftlichen Charakter trug, so liegt das einzig an der noch vielfach mangelhaften Organisation und an den wenigen Erfahrungen, die man mit diesem neuen Kampfmittel gesammelt hatte. Der Ernte-Streik, der vor Kurzem beendet wurde, richtete sich diesmal ausschliesslich auf Erreichung besserer Arbeitsbedingungen. Von den 15 000 Landarbeitern, die an diesem Streik theilhaftig waren, haben ungefähr zwei Drittel ihre Forderungen durchgesetzt, und die Niederlage der anderen war nur ermöglicht worden durch die riesigen Anstrengungen der Regierung, welche Alles aufbot, um den Streik unmöglich zu machen. So wurden tausende von Streikbrechern staatlich angeworben und an einem Mittelpunkt konzentriert, von wo man sie den bedrängten Grundbesitzern zur Verfügung stellte. Dieser staatlich organisirte Streikbruch im Grossen trug sehr viel dazu bei, dass der Streik nicht schon dies Jahr viel grössere Dimensionen angenommen hat; für die Zukunft wird dies Mittel jedenfalls sehr von seiner Kraft verlieren, indem mit den jetzt gemachten Erfahrungen und dem mit doppelter Kraft fortgeführten Ausbauen der Organisation es vielleicht schon nächstes Jahr gelingen dürfte, einen annähernd allgemeinen Streik hervorzurufen. Dann wird sich aber das Mittel der ungarischen Regierung als gänzlich unzulänglich erweisen, denn einen Ersatz für 50—60 000 oder noch mehr streikende Arbeiter zu schaffen, gehört zu den Unmöglichkeiten. Der Ernte-Streik wird von Jahr zu Jahr aber in immer grösserem Maassstabe wieder erscheinen; was wir heuer davon sahen, war nur ein Vorspiel zu dem Kampfe, der, wenn nicht schon nächstes Jahr, so doch sehr bald sich in Ungarn abspielen wird. Dieser Kampf wird sich nicht nur um wirthschaftliche Vortheile drehen, sondern er wird ein eminent politischer sein.

Ein halbwegs gut organisirter allgemeiner Ernte-Streik dürfte sich in Ungarn als ein vorzügliches Kampfmittel zur Eroberung der konfiszirten Rechte der Arbeiterschaft erweisen; ja, als das einzige Kampfmittel, welches man zur Verfügung hat, um diese Rechte der Regierung abzuзwingen.

Und eine allgemeine Durchführung eines solchen Streikes ist keine Utopie! Der allgemeine Ernte-Streik ist unter einem durchaus anderen Gesichtswinkel zu betrachten, als gemeiniglich die Idee eines General-Streiks. Er ist sehr wohl ausführbar, denn erstens setzt der ländliche Arbeiter durchaus nicht so viel auf das Spiel dabei, wie der Industriearbeiter z. B. bei einem allgemeinen Streik in Deutschland es thun würde, denn er kann die Folgen desselben auf dem Lande viel leichter tragen, als der Industriearbeiter in der Stadt, ist so also viel leichter für den Streik zu gewinnen, und zweitens ist zur erfolgreichen Durchführung des Streiks — zu politischen Zwecken — garnicht erforderlich, dass derselbe so absolut allgemein sein soll, wie das bei einem allgemeinen Streik der Industriearbeiter, wenn er Erfolg haben soll, durchaus erforderlich wäre, sondern es genügt, wenn ein grosser Theil, vielleicht zwei Drittel der Landarbeiter, sich daran theilhaftig. Wenn in Ungarn 60 000 — 100 000

Landarbeiter zur Zeit der Ernte die Arbeit einmüthig verweigern und die Aufnahme derselben an gewisse politische Forderungen knüpfen, so dürfte die Regierung keinen allzu langen Widerstand entfalten können; sie stände vor der Alternative, entweder den grössten Theil der Jahresarbeit zu Grunde gehen zu lassen oder klein beizugeben. Vor so einem, in seinen Wirkungen auf Jahre hinaus verheerenden, auf die gesammte Finanzlage des Landes den deprimirendsten Eindruck ausübenden Streik dürfte selbst die ungarische Regierung zurückschrecken; die Grundbesitzer, welche mit ihrem Jahresertrag bei diesem Spiele betheilig sind, würden auch nicht verfehlen, um ihr Geld zu retten, lieber Tod und Teufel zu bewilligen und ihren Einfluss in dieser Richtung geltend zu machen. Wenn also auch ein allgemeiner Industriearbeiter-Streik in einem grösseren Industrie-lande eine immerhin zweifelhafte Sache ist, so wird uns die Entwicklung zeigen, dass ein allgemeiner Ernte-Streik der Feldarbeiter in Ungarn zur Thatsache geworden ist, und dass mit demselben die ungarische Sozialdemokratie eine Waffe in die Hand bekommen hat, mit welcher sie ihre bisherigen Missgriffe bald wettgemacht haben wird.

Die ungarländische Sozialdemokratie ist nun auf ihrem richtigen Wege angelangt und eilt auf demselben mit zu besten Hoffnungen berechtigendem Kampfesmuth und Siegesbewusstsein vorwärts. Bald wird der Feldarbeiter des „halbbarbarischen“ Ungarns auf Erfolge hinweisen können, die ihn seinem Schicksalsgenossen aus den westlichen Staaten im Kampfe für eine bessere Zukunft ebenbürtig zur Seite stellen.

Andrej Scheljabow.

Von

Sergej Njewsorow.

(Beru.)

Andrej Iwanowitsch Scheljabow war ein echtes Kind des Volkes. Im Jahre 1849 — nach anderen Berichten 1850 — als Sohn eines Leibeigenen geboren, war er noch selbst Leibeigener seines Gutsherrn. Seine Kinderjahre verlebte er im Kreise des gutsherrlichen Hofgesindes, wodurch er die beste Gelegenheit hatte, das traurige Dasein der Leibeigenen kennen zu lernen, das sich kurz vor der Befreiung noch um Vieles verschlechtert zu haben scheint. Man denke sich nur, was für einen Eindruck auf den empfindlichen Knaben der Anblick machen musste, wie der Gutsherr seinen Onkel, den Lakai, im Pferdestall misshandelte, oder die Thatsache, dass derselbe Gutsherr seiner Tante Gewalt angethan hatte. Der Eindruck war so gewaltig, dass, wie aus einem Briefe Scheljabow's zu entnehmen ist, der Knabe sich fest vorgenommen hatte, wenn er erst gross sein würde, seinen Gutsherrn zu tödten.

Den ersten Unterricht erhielt Scheljabow von seinem Grossvater, einem Manne, welcher offenbar moralisch und geistig viel höher stand, als die ihn umgebende dunkle Menge. Die hervorragenden Fähigkeiten des Knaben konnten selbst für den Gutsherrn nicht unbemerkt bleiben, der ihn infolgedessen die Kirchschule besuchen liess, nach deren Beendigung Scheljabow in die Kreis-schule kam.

Im Jahre 1861 wurde die Kreisschule in ein Gymnasium verwandelt, das Scheljabow dann als Freier weiter besuchte. Er machte gute Fortschritte; auch erfreute er sich der Zuneigung seiner ganzen Umgebung. Er war ein guter Kamerad, stets hilfsbereit, hauptsächlich wenn es sich darum handelte, die Sache eines Schülers vor den Vorgesetzten zu verfechten. Uebrigens war es dem Gymnasiasten nicht anzumerken, dass er einst der Schrecken der Regierung und das gefürchtete Mitglied des Exekutiv-Komitees werden würde. Im Alter von 17—18 Jahren war er noch recht jugendlich; lebhaft, heiter, klug, aber immerhin noch ein Junge. 1868—69 bezieht Scheljabow die juristische Fakultät an der Universität zu Odessa. Gleich nach seinem Eintritt zeigt er schon einen Drang nach gemeinnütziger Thätigkeit, der vorläufig nur den Studenten-Kassen, Bibliotheken und Gerichten zu Gute kam. Schon bei dieser im Grunde genommen unwichtigen Beschäftigung entfaltete Scheljabow einen Eifer und eine Energie, die für sein temperamentvolles, feuriges Wesen bezeichnend waren. Glänzend bewährte sich seine stolze, fortreissende Natur im Falle Bogischitsch. Bogischitsch, Professor der slavischen Gesetzgebung, hatte öffentlich im Auditorium einen Studenten beleidigt. Von Scheljabow's zündender Beredsamkeit hingerissen, protestirte die Studentenschaft in schroffer Weise gegen den Professorendünkel; dieser Protest brachte dem Anführer Scheljabow eine Ausschliessung für die Dauer eines Jahres ein; noch mehr, er wurde für dieses Jahr nach Kertsch verbannt, wo er in furchtbarem Elend lebte. Die Ausschliessung Scheljabow's fiel mit einem stärkeren Aufleben der sozial-revolutionären Bewegung in Russland zusammen, die das Jahr 70—71 mit sich brachte. Der literarische Einfluss des Westens, seine durch innigen Kontakt hervorgerufene unmittelbare Wirkung auf die jungen Leute beider Geschlechter, welche im Auslande Bildung suchten, aber etwas noch viel Wichtigeres fanden — eine breite soziale Bewegung, ferner die Pariser Kommune — all' diese positiven Faktoren einerseits und der wahre Triumph der Reaktion, welche nach dem Schusse Karakosows das quasi liberale Regiment in Russland ersetzt hatte, andererseits, — riefen eine furchtbare, ungeahnte Bewegung unter dem empfindlichsten Theile der russischen, vor allem der studirenden Jugend hervor.*) „Diese Bewegung“, sagt Stepniak, „war ihrer ansteckenden, Alles mit sich reissenden Natur nach mehr religiösen, als politischen Charakters. Die Leute strebten nicht nur praktischen Zielen zu, sondern sehnten sich nach einer persönlichen, sittlichen Reinigung“. Nach der Aussage eines Freundes, welcher Scheljabow genau kannte, übte auf den Letzteren der Njetschajew'sche Prozess einen besonderen Einfluss aus, indem er seinen Gedanken eine ganz bestimmte Richtung gab. Dieser Prozess hat ihn freilich nicht erst zum Revolutionär machen müssen; das war er seinem ganzen Wesen nach. Seine kraftvolle, energische Natur sehnte sich nach einer Thätigkeit voller Gefahren, die grosse Verantwortung mit sich brächte, die Heldenthaten erheischte; sie litt unter der Kleinlichkeit der winzigen studentischen Interessen. Er, „der Bauernsohn“, welcher auf seinem eigenen Körper die ganze unerbittliche Stärke der Leibeigenschaft und Klassenungerechtigkeit gespürt hatte, in dessen Seele der Klageruf eines jeden Unter-

*) Auf die Entstehung der revolutionären Bewegung in Russland wollen wir nicht eingehen; die Geschichte dieser Bewegung ist in knappen Zügen in diesen Blättern („Sophja Perowskaja“ von Wladimir Ukrainzew, Soz. Monatshefte, April 1897, pag. 204—206) treffend geschildert.

drückten und Verfolgten einen lebhaften Wiederhall fand, konnte, wie nur wenige Andere, die Leiden seines Volkes mitempfinden. Der Njetschejaw'sche Prozess hat ihm nur vor Augen geführt, dass er nicht vereinzelt dastehe, dass er Gesinnungsgenossen, eine Organisation finden werde, dass ihm die Möglichkeit geboten sei, seine Volksschwärmerei in praktische Thätigkeit umzusetzen, und Alles, was ihm bis dahin verschwommen vorschwebte, begann feste Formen anzunehmen, fügte sich zusammen zu einer klar erkannten Pflicht, zu einem Programm revolutionärer Thätigkeit und zu einem Kampfe auf Leben und Tod für die Befreiung des russischen Volkes.

In wirkliche Beziehung zu den Kämpfern der revolutionären Partei trat Scheljabow nach seiner Rückkehr nach Odessa; hier wurde ihm die Wiederaufnahme in die Universität verweigert, sodass er sich ohne bestimmte Beschäftigung sah. Um sich Existenzmittel zu verschaffen, nahm er die Stellung eines Hauslehrers bei einem Gutsbesitzer im Gouvernement Cherson an, aber schon im Jahre 1872 finden wir ihn in Odessa wieder, mitten in der eifrigsten Thätigkeit als Mitglied des dortigen revolutionären Zirkels, welcher Beziehungen mit den Tschajkowzy in Petersburg unterhielt.

Scheljabow war zu dieser Zeit natürlich „Propagandist“, wie ja auch alle Revolutionäre dieser Periode. Der Odessaer Zirkel beschränkte übrigens nicht seine Propaganda auf die Arbeiter und Studenten allein, wie es die Tschajkowzy z. B. thaten, sondern dehnte dieselbe auf alle Volksschichten aus. Auch seine Organisation war für jene Zeit ausserordentlich gut, sodass der Odessaer Zirkel als eine gute politische Schule aufzufassen ist, in welcher die organisatorischen und agitatorischen Talente Scheljabow's die Feuertaufe erhalten haben. Schon zu dieser Zeit legt Scheljabow eine ungewöhnliche Selbständigkeit des Denkens und grossen politischen Scharfsinn an den Tag. Auch er träumte von einer agrarischen Revolution, die er sich aber nicht als die Befreiung der Bauernklasse allein dachte; er erkannte die wichtige Rolle der Arbeiterklasse, legte die richtige Bedeutung der politischen Erziehung bei und sah in der Revolution die Auferstehung des ganzen russischen Volkes.

In engere Beziehung zur sozial-revolutionären Partei trat Scheljabow erst, als er im Sommer 1877 als Mitangeklagter im Prozess der 193 nach Petersburg gebracht worden war. Es geschah gleich nach dem Fall Bogoljubow, zur Zeit, als Alles in ohnmächtiger Wuth raste und das heisse Verlangen danach trug, die in der Person Bogoljubows zugefügte Beleidigung zu rächen. Dieser Vorfall machte einen gewaltigen Eindruck auf die ritterliche Natur Scheljabow's, zog ihn nur noch enger in den Kreis seiner Gesinnungsgenossen, und das brennende Gefühl der ungesühnten Beleidigung, welche der ganzen Partei zugefügt war, konnte den Uebergang vom Wort zur That nur noch beschleunigen, ein Prozess, der bald für die ganze Partei charakteristisch wird, in Scheljabow aber besonders natürlich erscheint.

Es soll später mit einigen Worten darauf eingegangen werden, welche Umstände diese Aenderung im Programm der „Semlja i Wolja“ (Land und Freiheit) hervorgerufen haben. In Scheljabow ist diese Evolution nicht bloß ein Resultat seiner politischen Anschauungen, sondern eine Forderung seines ganzen Wesens, das sich nur zeitweilig in den engen Rahmen der friedlichen sozialistischen Propaganda hineinzwängen konnte, eine Thätigkeit, welche nach Aussage seiner Freunde niemals zur Lebensaufgabe für Scheljabow werden

konnte. Es ist bekannt, wie der Monstre-Prozess der 193 sich zu einem moralischen Siege der sozial-revolutionären Partei gestaltete. Natürlich befand sich auch Scheljabow unter den „Protestlern“, wenn er auch in diesem Prozesse keine so wichtige Rolle, wie z. B. Sophja Perowskaja oder Mischkin, spielte. Immerhin wurde er vom Gericht freigesprochen und aus dem Gefängnisse freigelassen im Sommer 1878. Seine Gesundheit war durch das Gefängniss stark zerrüttet. Er begab sich gleich nach der Befreiung nach seiner Heimath, wo er seines schlechten Gesundheitszustandes ungeachtet eine fieberhafte Thätigkeit entwickelte, indem er unter den Arbeitern, Bauern und Studenten eifrig agitirte, überall mit bestem Erfolge, dank dem Zauber seiner eigenen Persönlichkeit — die ganz Energie und Selbstaufopferung war — und seiner hinreissenden Beredsamkeit. Zu dieser Zeit erfreut er sich schon im Süden Russlands einer grossen Popularität.

Inzwischen machte sich ein grosser Umschwung in der Thätigkeit der Partei geltend.

Die Jahre 1876—1878 waren schwer. Das Ins-Volk-Gehen wurde mit theuerem Preise erkaufft. Die Blüthe der russischen Jugend fiel als Opfer einer unbarmherzigen Tyrannei, die selbst den Kopf verloren hat und in ihrem grenzenlosen Schrecken vor keiner Barbarei und Grausamkeit zurücktrat. Eine breite Propaganda war nicht mehr möglich, man ging zu dem sogenannten „Kolonien-system“ über, aber auch die hier und da gegründeten Kolonien konnten sich nicht lange halten, da der grösste Theil ihrer Mitglieder entweder in die Hände der Polizei fiel, oder sich verbergen musste. Der Kraftaufwand war ungeheuer, die erzielten Resultate dagegen — die Partei musste das mit Verzweiflung in der Seele zugestehen — verschwindend klein. „Das Ins-Volk-Gehen“, bemerkt Stepniak zur Kennzeichnung dieser Periode, „war eine wunderbar-heldenmüthige Probe der Macht des Wortes; jetzt galt es, das Entgegengesetzte zu versuchen — die That.“ Mehr und mehr griff unter der „Semljewoljzy“ (besonders im Süden, wo die Anhänger der Theorie der That immer zahlreicher waren) die Erkenntniss Platz von der Nothwendigkeit einer kräftigen Abwehr der unmenschlichen Hekatomben, denen die Regierung nicht einmal mehr den Schein der Gesetzlichkeit zu geben suchte, kurz von der Nothwendigkeit der That. Noch waren die „Semljewoljzy“ theoretisch dem „Konstitutionalismus“ feindlich gesinnt — besonders Diejenigen unter ihnen, die unter den Bauern agitirten — aber sie konnten sich doch nicht der Einsicht verschliessen, dass sie praktisch einen durchaus politischen Kampf mit der Regierung führten, unwillkürlich setzte sich in Vielen unter ihnen die Ueberzeugung fest, dass selbst bei den Eigentümlichkeiten der geschichtlichen Entwicklung Russlands, bei der Zugänglichkeit und Empfänglichkeit der russischen Bauernklasse für die sozialistischen Ideen, nicht alles Heil in der „agrarischen Revolution“ gesucht werden könne, und dass der verhasste Konstitutionalismus und die politische Freiheit grosse Bedeutung für den Gang der agrarischen Revolution selbst haben müsse. So dachten die „Jüngerer.“ Und als im Sommer 1879 ein allgemeiner Parteitag in Woronjesch bevorstand, auf welchem das Programm der Partei revidirt und einige praktische Fragen zur Verhandlung gelangen sollten, veranstalteten die „Jüngerer“ eine vorbereitende Versammlung in Lipezk. Die Versammlung wurde geheim gehalten und zur Theilnahme nur solche Personen aufgefordert, die als eifrige Anhänger der neuen Strömung bekannt waren. Auch Scheljabow

wurde zu der Versammlung eingeladen; er war zwar nicht Semljewoljcz, aber populär, einflussreich und bekannt als einer der eifrigsten Anhänger der neuen Richtung. Auf der Versammlung selbst spielte Scheljabow eine sehr bedeutende Rolle; er konferirte mit vielen Theilnehmern, hielt lange Reden, suchte seine Anschauungen durchzusetzen u. s. w. Er betonte, dass es eigentlich nicht die Aufgabe der sozial-revolutionären Partei wäre, politische Reformen anzustreben; das sei die Sache der sogenannten Liberalen. Aber diese Leute seien ohnmächtig und unfähig, Russland freie Institutionen und Garantien der persönlichen Rechte zu geben — diese letzteren aber seien eine nothwendige Vorbedingung aller Thätigkeit — und deswegen sehe sich die sozial-revolutionäre Partei vor die Aufgabe gestellt, den Despotismus zu brechen, Russland jene politische Form zu geben, die erst einen sozialen Kampf ermöglicht. Das war somit das Prinzip der später sich bildenden „Norodnaja Wolji“.

Noch unzweideutiger war die Meinung Scheljabow's über die zu beobachtende Taktik gegenüber der Schreckenspolitik der Regierung. Wenn wir als richtig erkannt haben, führte er aus, die persönlichen Rechte zu sichern, den Despotismus zu brechen, so können wir nicht die Ausbrüche der Tyrannei geduldig ertragen, deren Initiative dem Zaren selbst gehört. Wenn das Attentat vom 2. (14.) April Hinrichtungen nach sich ziehen sollte, so müsse die Partei ihre ganze Kraft einsetzen, um den Despoten zu stürzen, und ihre Kräfte würden desto mehr wachsen, je entschiedener, resoluter die Partei auftreten würde. So sprach er in Lipezk, aber auch auf dem Woronjescher Parteitag, wo er vor sich nicht eine so homogene Versammlung der Anhänger der neuen Richtung hatte, sondern eine Mehrheit, die den „neuen Ideen“ feindlich gesinnt war, vertrat er seine Anschauungen mit derselben Entschiedenheit, sodass die rechtgläubigen Semljewoljzy durch seinen „reinen Konstitutionalismus“ unliebsam überrascht wurden; selbst seine Gesinnungsgenossen baten Scheljabow, die Frage nicht so rücksichtslos zu behandeln, um keine Spaltung der Partei herbeizuführen. Wie hoch wirklich Scheljabow eine konstitutionelle Verfassung einschätzte, ergibt sich aus folgendem Satze, der einer seiner Reden auf dem Parteitage entnommen ist:

„Ich kenne“, führte Scheljabow aus, „viel kluge, energische Bauern, die jetzt den kommunalen Angelegenheiten fernstehen, weil sie etwas Wichtiges vor sich nicht sehen, und wegen Nichtigkeiten Märtyrer werden nicht wollen; sie sind arbeitslustige, gesunde Menschen, die Sinn haben für die Genüsse des Lebens und nicht um Lappalien Alles verlieren wollen, was sie besitzen. Eine konstitutionelle Verfassung würde ihnen die Möglichkeit bieten, im Kleinen zu arbeiten, ohne Märtyrer zu werden, und sie würden die Arbeit mit Eifer in Angriff nehmen. Erst später, allmählich, werden sie von einem grossen gesellschaftlichen Ideal beseelt werden, nicht einem verschwommenen, wie jetzt, sondern von einem klaren, greifbaren, zu dem sie sich selbst empogearbeitet haben werden, — dann werden diese Leute vor Nichts Halt machen, dann werden aus ihrer Mitte Helden hervorgehen, wie sie uns die religiösen Sekten zeigen. Die Volkspartei wird eben auf diesem Wege erstehen.“

Das Ergebniss des Woronjescher Parteitags war ein Kompromiss; eine grundsätzliche Aenderung des Programms ist nicht vorgenommen worden; es wurde nur beschlossen, den aktiven Kampf gegen die Regierung zu verstärken und im Falle von Hinrichtungen auf die Bestrafung der Tyrannen hinzuwirken.

Die „Jungen“ waren unbefriedigt, und es war klar, dass eine Spaltung der Partei nur verzögert, nicht aber vermieden werden konnte. Die Theilnehmer des Parteitages begaben sich nach den verschiedensten Orten. Scheljabow finden wir wieder im Süden Russlands, mitten in aufreibender agitatorischer Thätigkeit. Er bereiste Odessa, Kiew, Charkow, wo er seine berühmt gewordenen Reden hielt. Es lag an den russischen Verhältnissen, dass Scheljabow keine Gelegenheit hatte, in grossen Volksversammlungen als Redner aufzutreten, in den seltenen Fällen aber, wo er vor sich ein einigermaassen würdiges Auditorium hatte, wirkte sein aussergewöhnliches rednerisches Talent mit unwiderstehlicher, zwingender Macht.

Inzwischen that die Regierung das Ihrige: Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen (so wurden in der Zeit vom 20. April bis zum 16. August 1879 13 Menschen hingerichtet), und die Revolutionäre wurden gegen ihren Willen auf den Weg der Gewaltthaten gedrängt; sie mussten sich sagen, dass eine Kugel doch wirksamer ist, als ein Wort. „Indem sie Tag aus, Tag ein,“ sagt Stepniak, „blutige Rache sannen, konnten sie nicht dem Einflusse ihrer eigenen Worte und Gedanken widerstehen, sie mussten diese Blutfarbe annehmen, sich abhärten, sich revolutioniren; das ist ja auch menschlich begreiflich. Und die Regierung setzte Alles ein, um aus dem Schwärmer einen Mann der That zu machen.“ Es lag also in den Verhältnissen selbst, dass die Männer der That, die Terroristen, in der Partei immer zahlreicher wurden und die Spaltung von „Land und Freiheit“, die man schon in Woronjesch befürchtete, ist wirklich eingetreten: es bildete sich an Stelle der älteren Semlja i Wolja zwei neue Fraktionen, deren eine die berühmt gewordene „Norodnaja Wolja“ war. Das Executivkomitee diëser letzteren beschloss, die Hinrichtungen mit dem Tode Alexanders II zu beantworten. Von diesem Moment ab tritt die Thätigkeit Scheljabow's. in eine neue Phase. Jetzt wird Scheljabow Terrorist im vollen Sinne des Wortes, und erst jetzt kann er sein bedeutendes organisatorisches Talent voll entfalten. Unzweifelhaft besass Scheljabow in hohem Grade persönliche Muth und Tapferkeit, mitunter schien er die Gefahr zu suchen, spielte sozusagen mit ihr, getrieben vom Drange, sich ganz aufzuopfern und seine ganze Kraft einzusetzen, aber nicht in diesen Eigenschaften ist die Stärke Scheljabow's zu suchen; unter den Revolutionären war persönliche Tapferkeit überhaupt keine Seltenheit, und in dieser Hinsicht konnten Andere mit Scheljabow rivalisiren. Unvergleichlich, unerreicht in der Partei war er als Organisator. Nach den übereinstimmenden Aeusserungen seiner Freunde konnte Scheljabow niemals gemeiner Kämpfer werden, wenn er es auch wollte, er war als Held und Heerführer geboren. Er verstand es, die nöthigen Leute zu finden, die Leistungsfähigkeit eines Jeden unfehlbar abzuschätzen, Jedem seinen wichtigen Posten anzuweisen, in jeder Beschäftigung konnte er den anderen mit gutem Beispiel vorangehen, von Allem verstand er etwas. Dazu kommt noch, dass er unter keinen Umständen den Muth, den festen Glauben an den Sieg seiner Sache und an seine eigenen Kräfte verlor; es kann daher nicht Wunder nehmen, dass er bei all diesen Eigenschaften eine eminente Rolle spielen musste von der Zeit an, wo die Partei, wie die Terroristen zu sagen pflegten, von der Schwärmerei zur That übergingen. Und so wird er in der Partei immer einflussreicher, vom Herbst 1879 an sehen wir ihn als offiziellen Bevollmächtigten des Executivkomitees auftreten, was auch die politischen Prozesse zur Genüge gezeigt haben. Die

Pläne Scheljabow's (so die „Campagne“ von 1879, das „Alexanderattentat“) waren im vollen Einklange mit seinem ganzen Wesen; immer kühn, ja waghalsig, aber diese Kühnheit war sehr wohl berechnet und sollte den guten Erfolg sichern, und wenn es nicht geschah, so ist es nur Zufälligkeiten, die kein Mensch voraussehen konnte, zuzuschreiben. Im November 1879 finden wir Scheljabow in Petersburg, wie immer fieberhaft thätig unter den schwierigsten Verhältnissen. Die revolutionäre Partei hat viele Opfer gefordert, ein Verrath hat die schlimmsten Folgen gehabt; viele Pläne mussten geändert, viele Posten neu besetzt werden, dies Alles lag in den Händen Scheljabow's. Ausserdem hatte er noch andere Aufträge des Exekutivkomitees auszuführen; so überwachte er die Einrichtung der Dynamitlaboratorien, transportirte selbst auf einer gewöhnlichen Telega (Fuhre) Dynamitladungen, sich jeden Augenblick der Gefahr aussetzend, infolge der unausgesetzten Stösse in die Luft gesprengt zu werden u. s. w. Einen ungeheuren Kraftaufwand verlangte von ihm auch die Organisation der „terroristischen Kriegsschaaren“ unter den Arbeitern, die Gründung der „Arbeiterzeitung“, die er eine Zeitlang selbst leitete, obwohl er als Journalist bei Weitem nicht so hervorragend war, wie als Redner. „In meinem Element bin ich auf der Strasse, inmitten einer Arbeiterschaar“ pflegte er von sich selbst zu sagen.

Scheljabow war sich seiner Bedeutung sehr wohl bewusst, aber das störte ihn niemals als Organisator, da ihm nichts verhasster war, als kleinliche Eitelkeit und Prahlerei, es lag in seinem ganzen Wesen etwas Edelstolzes, etwas Selbstbewusstes, das aber durchaus nicht abstossend wirkte. Ganz im Gegentheil, bei all seiner unerbittlichen Strenge in Konspirations- und Parteiangelegenheiten, erfreute sich Scheljabow als Mensch und Kamerad einer allgemeinen Beliebtheit, deren Grund in seiner empfindlichen, nervösen, für fremdes Leid ungemein empfänglichen Natur zu suchen ist. Die Fähigkeit, sich zu begeistern bis zur Selbstvergessenheit, an Allem, was er in Angriff nahm, mit Hingebung zu arbeiten, war überhaupt der markanteste Zug seines Charakters; nun denke man sich noch eine andere Fähigkeit Scheljabow's hinzu, nämlich die, bis zur vollen Erschöpfung, bis zur Ohnmacht zu arbeiten, und es wird klar, dass er als ideales Muster Allen, die unter seiner Leitung arbeiteten, erscheinen musste. Und doch verstand er nicht nur zu arbeiten. Er war eine gesunde, kernige Natur, die nur zu sehr Sinn hatte für die Freuden des Lebens und wenn er — selten genug — einmal dem Genusse sich hingab, so geschah es mit derselben Verve und demselben Enthusiasmus, die er in jede Thätigkeit hineinbrachte. Auch in den seltenen Lustbarkeiten, den Soirèen der Radicalen, war er, wie bei der Arbeit, der Führer; er animirte die ganze Gesellschaft. Niemand sang mit solcher Begeisterung, niemand scherzte und lachte so herzlich und aufrichtig, wie Scheljabow. Diese frohen Augenblicke waren aber natürlich bei den Verhältnissen, unter denen Scheljabow lebte, äusserst spärlich. Nur das letzte Jahr vor seinem Tode hat mehr persönliches Glück in sein Leben hineingebracht, da er durch die grenzenlos tiefe Liebe einer Frau, wie Sophja Perowskaja, beglückt wurde. Aber bei aller Tiefe ihres Empfindens konnte bei beiden von einem Eheglück im gewöhnlichen Sinne des Wortes nur schlecht die Rede sein, sie waren zu sehr von ihrer Lebensaufgabe in Anspruch genommen, um sich persönlich ausleben zu können. Die Arbeit war hart und dermassen aufreibend, dass selbst die Riesenkraft eines

Scheljabow zu versagen begann; Scheljabow fühlte sich derartig erschöpft, dass er nicht selten ohnmächtig wurde (was er sorgfältig zu verhehlen suchte) oder die Nächte schlaflos verbrachte, nur seinen näheren Freunden gestand er wohl manchmal, dass er der Ruhe bedürfe. Bekanntlich wurde ihm die Leitung des Attentats vom 1. (13.) März 1881 anvertraut; mit grosser Ungeduld erwartete er die Ausführung dieses Auftrages; dann wollte er auf's Land gehen, sich Ruhe gönnen. Da wurde er zwei Tage vor dem Attentat, in Folge eines unglücklichen Zufalls, von der russischen Polizei verhaftet. Seine letzte Pflicht hat nicht er gethan, sondern der Mensch, der ihm auf der ganzen Welt am Nächsten stand, Sophja Perowskaja, die mit ihm sein trauriges Schicksal getheilt hat. Der 2. (14.) April endete das Leben Scheljabow's.

Werfen wir einen Blick auf die ganze Thätigkeit Scheljabow's, suchen wir in sein Inneres einzudringen, so glauben wir sein ganzes Wesen und Thun in der Charakteristik, die Stejniak als Typus des Terroristen hinstellt, zusammenfassen zu können.

„Er ist schön, schrecklich, fascinirend, da er in sich die beiden höchsten Typen aller menschlichen Grösse vereint; den Märtyrer und den Helden.

Er ist ein Märtyrer. Von dem Tage an, da er im Innersten seiner Seele das Gelübde gethan hat, sein Vaterland zu befreien, weiss er, dass er sich dem Tode geweiht hat. Furchtlos geht er dem Tode entgegen, wenn es nöthig ist, und stirbt ohne zu zittern, nicht wie der Christ des ersten Jahrhunderts, sondern wie ein Kämpfer, der es gewohnt ist, dem Tode ins Auge zu sehen.

Er ist ein reifer Mann, aus dessen Seele die nicht realisirten Träume seiner Jugend mit der Zeit gewichen sind. Er ist fest überzeugter Sozialist, der aber wohl weiss, dass die soziale Revolution einer langen, vorbereitenden Arbeit bedarf und in einem Lande der Knechtschaft überhaupt unmöglich ist. Und deshalb weicht er, bescheiden und zugleich resolut wie er ist, der Nothwendigkeit, setzt vorläufig seine Forderungen herab, um sie, wenn der richtige Augenblick gekommen sein wird, wieder zu erweitern. Vorläufig kennt er nur das eine Ziel: den verhassten Despotismus zu stürzen, seinem Vaterlande das zu verschaffen, was alle zivilisirten Länder der Welt bereits besitzen — die politische Freiheit, um ihm die Möglichkeit zu bieten, festen Fusses auf der Bahn zur allseitigen Befreiung weiter zu schreiten. Jene Seelenkraft, jene unbeugsame Energie, jener Aufopferungsfreudigkeit, welche seine Vorgänger aus der Schönheit ihres Ideals schöpften, findet er nun in der Grösse der ihm bevorstehenden Aufgabe, in den mächtigen Leidenschaften, die der unerhörte, gewaltige, berauschte Kampf in seiner Brust entfacht.“

Die Pellagra.

Von

Oda Olberg.

(Genua).

Von manchen Seiten hört man von der Schwindsucht als von einer Proletarierkrankheit — ja selbst als von der Proletarierkrankheit schlechthin — sprechen. Diese Bezeichnung ist wohl nur in sehr bedingtem Maasse berechtigt, es sei denn, man wolle sie auf das grosse Heer der Krankheiten ausdehnen, die einen höhern Prozentsatz von Opfern unter der arbeitenden Bevölkerung

fordern, als in den besitzenden Klassen. Italien hat das traurige Vorrecht, einer eigentlichen Proletarierkrankheit, der Krankheit der Noth par excellence, die Lebensbedingungen zu bieten. Die Pellagra entsteht nicht, wie die Schwindsucht aus Ursachen, die in allen Kulturländern in annähernd gleichem Maasse bestehen, gegen die man sich nur, je nach der ökonomischen Lage, in verschiedenem Maasse zu schützen vermag: sie ist ihrem Wesen nach eine Krankheit der Armuth, die den Besitzenden garnicht bedroht.

Ihr Name deutet noch darauf hin, dass man sich früher über die Natur der Krankheit eine irrige Vorstellung machte. Noch bis gegen Mitte dieses Jahrhunderts rangirte die Pellagra in den klinischen Handbüchern unter die Hautkrankheiten und wurde auch als eine Form des Aussatzes bezeichnet. Man griff eine der konstantesten und am meisten in die Augen fallenden Erscheinungen aus dem Syptomenkomplex der Pellagra heraus und sah in den mannigfaltigen, für den Kranken sehr quälenden Hautaffektionen das Wesen der Krankheit. Heute ist bekannt, dass die Pellagra funktionelle und anatomische Veränderungen des gesammten Organismus im Gefolge hat. Sie bringt krankhafte Erscheinungen in der Sphäre der Ernährung, der Bewegung und der Fortpflanzung und namentlich Störungen des Nervensystems hervor. Bei wenigen Krankheiten fehlt es so vollkommen an einem typischen Krankheitsbilde. Je nach der individuellen Körperbeschaffenheit, nach Alter und Geschlecht, und — was besonders merkwürdig — je nach der Gegend tritt diese oder jene Symptomen-Gruppe in den Vordergrund. Ueber diese topographische Verschiedenheit der Krankheitserscheinungen berichtet Lombroso¹⁾, dass in der Provinz Pavia die krampfartige Zusammenziehung der Glieder, sowie die Neigung zur Geisteskrankheit vorherrschen, während in der Provinz Verona Anomalien der Pupillen, im Tridentinischen Nierenaffektionen und schwindsuchtartige Erscheinungen, im Agro Milanese epileptiforme Anfälle häufig sind. Ueber die individuellen Variationen giebt ein venetianisches Sprichwort Auskunft, das eine traurige, im Verlaufe vieler Generationen erworbene Erfahrung widerspiegelt: Von der Pellagra, sagen die Venetianer, giebts 7 Arten: Die, die verrückt macht, eine die ins Wasser zerrt²⁾, eine, die rückwärts, eine, die krumm gehen macht, eine, die Schwindel bringt, eine, die zum Essen treibt, und eine, die Haut und Darm angreift. Lombroso, der 29 Jahre seines Lebens dem Studium dieser Geissel seines Vaterlandes gewidmet hat, unterscheidet folgende Hauptformen, zwischen denen es an zahllosen Uebergängen nicht fehlt, und die in Bezug auf den Verlauf nichts weniger als typisch zu nennen sind. Die pellagra cerebrale, spinale oder gangliare, mit schweren psychischen, taktischen und sensiblen Störungen, die pellagra atrofica, die durch eine rapide und sehr hochgradige Abmagerung charakterisirt ist, ferner die pellagra gastrica, mit Widerwillen gegen jede Nahrung, der mit Anfällen grosser Gefrässigkeit abwechselt, Verdauungsbeschwerden und Darmkatarrh, die pellagra cutanea mit Pigmentirung der ganzen Haut, zu der sich verschiedene krankhafte Veränderungen des Hautsystems zu gesellen pflegen, und endlich die floride Form, die er Pellagra telanica

¹⁾ Cesare Lombroso, Trattato profilattico e clinico della Pellagra, Torino, Frat. Bocca, 1892, S. 133 und 134.

²⁾ Es deutet dies hin auf die merkwürdige Neigung der Kranken zum Selbstmorde durch Ertränken, wie auf den fascinirenden Schwindel erregenden Reiz, den der Anblick eines Wasserspiegels auf Pellagraleidende ausübt.

nennt, die mit Fieber verläuft und unter krampfartigen Erscheinungen in wenigen Tagen zum Tode führt.³⁾

Und dieser Krankheit, die von den quälendsten subjektiven Symptomen begleitet ist und so tiefgehende objektive Veränderungen hervorbringt, dass selbst im Falle der Heilung ein Wiedererlangen der früheren Leistungsfähigkeit in der Regel ebenso wie die Zeugung einer gesunden Nachkommenschaft ausgeschlossen ist, sind in den Jahren von 1887 bis 1894 in Italien 28848 Personen zum Opfer gefallen⁴⁾. Ich habe sie eine Proletarietkrankheit genannt, und doch ist sie nicht — wie ja Allen bekannt — eine stete Begleiterin der Noth. Was Elend ist, weiss man in Britisch Indien, in Irland, Schlesien u. s. w. nur zu gut, ohne die Pellagra zu kennen, ja selbst in Italien sind die Theile, die die tiefste allgemeine Verelendung aufweisen, wie Sardinien, Sizilien, Calabrien, von der Krankheit frei. Schon im vorigen Jahrhundert wiesen die Autoren auf den Zusammenhang hin, der zwischen der Pellagra und der Verwendung des Mais als Volksnahrungsmittel besteht. Es ist leicht, sich davon zu überzeugen, dass das Auftreten der Krankheit an den Maiskonsum gebunden ist. Ueberall, wo wir ausserhalb Italiens der Pellagra begegnen, in Spanien, Südfrankreich, Tirol, den Donauländern, Korfu u. s. w. wird entweder selbstgebaute oder überseeischer Mais konsumirt und für Italien liefert ein vergleichender Blick auf die Maisproduktion der einzelnen Landschaften und die Mortalität der Pellagra den klarsten Beweis. Die Gegenden, die das absolut grösste Quantum Mais hervorbringen (also auch konsumiren, da die Ausfuhr gering ist), weisen die absolut höchste Sterblichkeitsziffer auf. In der Produktion steht im Jahre 1894 die Lombardei mit 5 505 336 Hektoliter oben an und ebenso in der Mortalität durch Pellagra mit 1063 Fällen, es folgen Venezien, das 4 979 149 Hektoliter produziert — 917 Todesfälle — Emilia mit 2 211 470 Hektoliter — 449 Todesfällen — Piemont mit 2 048 393 Hektoliter und 158 Todesfällen u. s. w.⁵⁾. Aber schon die Thatsache, dass Piemont gegenüber Emilia einen Rückgang der Pellagrasterblichkeit aufweist, den zu erklären die verminderte Produktion nicht ausreicht, deutet darauf hin, dass der Konsum von Mais zwar eine Bedingung der Pellagra, diese aber nicht seine nothwendige Folge ist. In der That giebt es keine Gegend Italiens, wo gar kein Mais konsumirt wird, während doch Sardinien, Sizilien, Calabrien und Puglien ganz oder fast ganz frei von Pellagra sind.

Der rastlosen Arbeit einiger italienischen Forscher, in erster Linie Cesare Lombrosos, ist es gelungen, die Ursache der Krankheit in einem als Fäulnisprodukt des Mais sich entwickelnden Toxin zu entdecken. Gestützt auf zahl-

³⁾ a. a. O. S. 135.

⁴⁾ Annuario Statistico Italiano 1895. Rom 1896. S. 120 nach Tab. XII berechnet. Hier, wie bei jeder Mortalitätsstatistik einer chronisch verlaufenden Krankheit, ist zu bedenken, dass viele Pellagraleidende an intercurrenten Krankheiten sterben, also in anderen Rubriken figuriren.

⁵⁾ An. Stat. It. a. a. O. S. 108 (Tabelle VI) und S. 346 (Tab. I). Ob das Verhältniss in den anderen Jahren dasselbe ist, kann ich aus den mir vorliegenden Daten nicht ersehen. Für die früheren Jahre fehlt theils die Klassifizirung der Todesfälle nach den Landschaften, theils eine derartige Eintheilung für die Maisproduktion. Nach dem Stat. Jahrbuch 1889—1890 (S. 630 Tab. I) stand Veneziens Maisproduktion nur um wenig hinter der der Lombardei zurück — jedenfalls war aber die Zahl der Pellagrakranken grösser, denn es starben 1881 in den städtischen Gemeinden Veneziens an der Pellagra 1519 Personen, denen nur 959 Todesfälle in der Lombardei entsprechen (An. Stat. 1884 S. 424 Tab. II).

reiche Beobachtungen in Hospitälern und in den ländlichen Distrikten, denen sich bisher die Wissenschaft nur wenig zugewendet hatte, sowie auf die Ergebnisse einer langen Reihe von Experimenten, gelang es Lombroso, die verschiedenen älteren Theorien über die Entstehung der Pellagra abzuweisen und gleichzeitig eine Erklärung zu finden für die Thatsache, dass viele Gegenden trotz reichlichen Maiskonsums pellagrafrei sind. Nicht der Mais, dem seine chemische Zusammensetzung unter den Volksnahrungsmitteln eine sehr hohe Stelle sichert, ist für die Krankheit verantwortlich zu machen, sondern nur der verdorbene, feuchte, muffig gewordene Mais. Und verdorben wird der Mais durch Ungunsten der Witterung — daher das Steigen der Pellagrasterblichkeit nach ungewöhnlich feuchten Jahren⁶⁾ — ferner, wenn er unreif geerntet wird, wie es bei der zweiten Ernte in Oberitalien oft der Fall ist, durch unzuweckmässige Behandlung vor dem Einbringen, namentlich unvollkommenes Austrocknen, weshalb in manchen Gegenden der kleine Grundbesitzer, der bei dem geringen Ertrag seines Gutes mit präadamitischen aber doch schliesslich zweckentsprechenden Trockenmethoden auskommt, gesunden Mais erntet, während der Latifundienbesitzer krankes Korn einbringt, durch unzuweckmässige Lagerung oder den überseeischen Transport, wenn die Ladung nicht gut vor Feuchtigkeit geschützt wird⁷⁾ — daher das sporadische Auftreten von Pellagrafällen in bisher freien Gegenden und das Anwachsen der Krankheit nach nur quantitativ ungünstigen qualitativ guten Ernten, die durch die Preissteigerung des einheimischen Mais auf den Konsum der ausländischen anweisen, endlich durch Zubereitung in grossen Brodlaiben, die nur unvollkommen durchgebacken sind und deren Inneres infolgedessen bei längerer Aufbewahrung in Gährung übergeht.

Es ist nun klar, dass die materiell gedrückte Lage als solche, sowie ihre Folgen zum Verbrauch des verdorbenen Mais führen. Die ungesunde Beschaffenheit des Getreides ist deutlich erkennbar: die Hülle ist rissig oder verschrumpft, hat den sonst dem Mais eigenen Glanz verloren und zeigt meist schwarzbraune oder grünliche Flecken. Noch deutlichere makroskopische Veränderungen zeigt der Querschnitt. Der in diesem Zustande in den Handel kommende Mais ist unverkennbar als minderwerthig gekennzeichnet: er ist schlecht, aber billig, und deshalb wird er gekauft. Zwischen dem Preis des Mais und der Pellagra besteht eine direkte Beziehung, die zweifellos noch deutlicher zu Tage träte, wenn es eine offizielle Statistik der Krankheitsfälle, der Erkrankungen gäbe. Sie kommt aber auch in der Mortalitätsstatistik, obwohl undeutlich, zum Ausdruck, nur dass dem Steigen des Preises ein Steigen der Sterblichkeitsziffer im nächsten Jahre entspricht⁸⁾, eine Beziehung, die sich aus dem subakuten Verlauf, den die meisten Pellagrafälle zeigen, erklärt.

Aber der Landarbeiter in Oberitalien, oder richtiger in den Pellagra-gegenden Oberitaliens, erhält zum Theil Naturallohn. Das Tiefland der Lombardei, das im höchsten Grade von der Pellagra heimgesucht ist, ist in den Händen weniger Grossgrundbesitzer, die ihre Latifundien — in ähnlicher Weise wie die sizilianischen Adelfigen ihre Schwefelbergwerke — an Unternehmer verpachten,

⁶⁾ Lombroso, S. 38.

⁷⁾ Das plötzliche Zunehmen der Krankheit im Jahre 1853 führt Lombroso (a. a. O. S. 254) auf die starke Mais-Einfuhr aus Odessa zurück, bei der die Ladung durch andauernden Regen litt.

⁸⁾ Vergl. An. Stat. S. 512 Tafel VIII. und S. 124 Tafel XII.

von denen dann das Gut entweder parzellirt und weiter verpachtet oder selbst bewirthschaftet wird. Die von ihnen beschäftigten Arbeiter, seien sie durch Kontrakte an ein Gut gefesselt, wo ihnen dann auch Wohnung gewährt wird, seien sie eigentliche Tagelöhner, bekommen jährlich oder nach Ablauf der Ernte so und soviel Mais, Reis, Weizen etc. In manchen Gegenden giebt der Pächter während der Erntezeit, in anderen während des ganzen Jahres seinem festen Arbeiterstamm die Verpflegung, die hauptsächlich aus Mais besteht und quantitativ ausreichend ist, ja in der Regel — dank dem hohen Nährwerth des Mais — die Grenze des physiologisch Nothwendigen übersteigt. Alle hier in Frage kommenden Autoren sind darüber einig, dass die Pächter, denen Mais — mit oder ohne die Schuld der Arbeiter — verdorben ist, diesen der Ration der Arbeiter beimischen, ja, Lombroso giebt an, von glaubwürdigen Leuten gehört zu haben, dass manche Unternehmer den Mais absichtlich verfaulen liessen, weil er dann schlecht schmecke, und die Arbeiter ihn weniger gerne essen.⁹⁾ Es liegt in der Natur der Sache, dass die Wahrheit dieser Angabe sich fast vollkommen der Kontrolle entzieht, dagegen fehlt es nicht an Belegen dafür, dass die Unternehmer den Arbeitern das als Lohn ihnen zustehende Quantum in minderwerthigem Zustande geben. „Im Jahre 1868“, erzählt Lombroso¹⁰⁾, — auf dessen Arbeiten man bei jeder Betrachtung der Pellagra immer zurückkommen muss — „brachte man mir einen gewissen Giardini, der durch die Pellagra halb gelähmt war und fortwährend schrie: „Der verfaulte Maisbrei ist mein Unglück.“ Von der Neugier getrieben, suchte ich seine Angehörigen auf und erfuhr, dass ihr Lohnherr ihnen und zwölf anderen Familien im Jahre 1867 durch Unwetter verdorbenen Mais vertheilt hatte, den selbst das Rindvieh nicht fressen wollte. Vierzehn Tage, nachdem sie von diesem Korn genossen hatten, wurden alle diese Familien vom Fieber ergriffen, litten an Durchfall, Kopfschmerz, Gefühl der Leere im Magen und an so grosser Schwäche, dass sie mehrere Tage zur Arbeit unfähig waren. Dann kehrten die Unglücklichen, obwohl es ihnen noch nicht besser ging, zur Arbeit zurück, weil sie durch ihren Kontrakt gehalten waren, wenn sie nicht arbeiteten, dem Unternehmer einen Lire Strafe zu zahlen. (!) Alle wandten sich an ihren Lohnherrn mit der Bitte, doch wenigstens den verdorbenen Mais mit gutem zu mischen, weil sie sonst zu schwach und arbeitsuntüchtig würden, aber nur wenige Familien, die er sich erhalten wollte, bekamen gesundes Korn, so dass die anderen, zur Verzweiflung getrieben, fortziehen mussten.“ In einem anderen Fall gab man in Albignole den Landarbeitern Mais, der durch die Feuchtigkeit der Tenne verdorben worden war. Die Hunde mochten ihn nicht, und er war unverkäuflich. „Ihr habt ihn eingebracht, sagten die Brodherren, so mögt Ihr ihn auch essen.“ Keiner widersetzte sich und 40 Familien erkrankten an der Pellagra. In demselben Orte kaufte im Jahre 1861 ein Unternehmer den schlechten Mais der Umgegend auf, um ihn dann an seine Arbeiter zu vertheilen. Diese widersetzten sich und sagten, sie hätten guten Mais gewonnen, wollten also auch guten essen, worauf sie der Pächter durch Androhen der Entlassung willfährig machte. — Eben, weil er arm und also wehrlos ist, muss es

⁹⁾ a. a. O. S. 16.

¹⁰⁾ La Pellagra in Italia in rapporto alla pretes insufficienza alimentare. Lettera polemica del Prof. Lombroso al Dott Benfigli, Turin 1888, S. 78.

der Landarbeiter ruhig geschehen lassen, dass man ihm Gift giebt statt der Nahrung, und weil er arm und also unwissend ist, kennt er selbst die Schädlichkeit des verdorbenen Mais in der Regel nicht und führt seine Krankheit meist auf alles Andere eher zurück, als auf den Genuss dieser Speise.

Und so schützt er sich auch nicht gegen das Verderben des für den eigenen Bedarf gewonnenen Korns. Auch Trockenmethoden, die keine besondere Anlagen erfordern und nichts kosten, als verhältnissmässig wenig Arbeit, wendet er nur selten an, von einem Verfahren, dass das einmal gebildete Gift zu neutralisiren vermöchte, ganz zu geschweigen. Er fährt fort, den Maisbrei in grossen Laiben zu geniessen, deren Inneres nicht durchgebacken wird und also nach wenigen Tagen in Gährung übergeht. So hat es sein Vater, so hat es sein Grossvater gethan, und so wird er es auch thun; auch sie haben verdorbenen Mais gegessen, warum soll er ihn da fürchten? Freilich sind auch sie pellagrakrank gewesen und an der Pellagra gestorben, aber den Zusammenhang zwischen der Nahrung und der furchtbaren Krankheit sehen sie nur in den seltensten Fällen. Die Thatsache, dass die Krankheitssymptome so äusserst verschiedenartig sind und meist erst nach langem Genuss des schlechten Getreides auftreten, trägt dazu bei, dem Landarbeiter den Zusammenhang zu verschleiern, dessen Erkenntniss wirklich den ersten Schritt zur Besserung seiner Lage bedeuten würde.

* * *

Wir haben eine Krankheit vor uns, die jährlich Tausende von Menschen tödtet, Tausende ein qualvolles Sicchthum dahinschleppen lässt, die die Hospitäler und Irrenhäuser bevölkert und die kommenden Generationen schwach und untüchtig macht. Und es ist ausschliesslich eine Krankheit der Armuth. Sie ist nicht an ungenügende Ernährung, an schlechte Wohnung¹¹⁾, an übermässige Arbeit geknüpft — obwohl ihr alle diese in die Hände arbeiten mögen — sondern ist die Folge einer chronischen Vergiftung, ähnlich der durch Alkohol oder Quecksilber erzeugten. Während man aber den Alkoholismus im Interesse der Volksgesundheit bekämpft — und zwar am nachdrücklichsten in den Staaten, die sonst der individuellen Freiheit den meisten Spielraum lassen — während die Zustände in der Quecksilberindustrie fast in allen Kulturstaaten zum Erlasse von Sonderbestimmungen geführt haben, sehen wir uns vergeblich nach Maassregeln um, die der Maisvergiftung, der Pellagra, zu steuern bestimmt sind. Und doch setzen diese Maassregeln, um wirksam zu sein, nicht Veränderungen von gleicher Tiefe und Bedeutung voraus, wie die, die auf die Bekämpfung des Alkoholismus abzielen. Sie haben nicht einer erblichen Tendenz, einer angeborenen oder erworbenen — also durch das Milieu bestimmten — Schwäche, nicht jenem Gewebe psychischer und sozialer Erscheinungen, als das sich die Ursachen des Alkoholismus darstellen, Rechnung zu tragen. Auch gilt es nicht, wie bei den Bestimmungen für Quecksilberarbeiter, in der Natur der Beschäftigung liegende Schädlichkeiten auf ein Minimum zu beschränken: es handelt sich nur darum, den Verbrauch eines äusserlich deutlich als verdorben

¹¹⁾ Der *Annuario Statistico* 1889—1890 führt Venezien, die Lombardei, Emilia und Piemont. — also die Hauptpellagragegenden — als die auf, die die besten ländlichen Wohnungen haben (S. 87).

gekennzeichneten Nahrungsmittels zu hemmen, in erster Linie also die Ursachen, die zum Verderben führen, auszuschalten. Das ist eine so klar begrenzte, durchaus im Gebiet des Erreichbaren liegende Aufgabe, dass es wohl erlaubt sein dürfte, die Frage, was auf diesem Gebiete geschehen ist, mit der nach dem, was erreicht worden ist, zu identifizieren.

Was ist in der Bekämpfung der Pellagra erreicht worden? Nun, das ist bitter wenig. Dank der Sanirung der Städte, gesundheitspolizeilichen Verordnungen, der Verbreitung gewisser hygienischer Notionen, die sich Staat und Gemeinde angelegen sein liessen, ist in den Jahren von 1887 bis 1894 (für die allein bis heute vergleichbare Zahlen vorliegen) die Sterblichkeit an Infektionskrankheiten um 53 pCt. gesunken¹²⁾, während in demselben Zeitraum die Zahl der an Pellagra Gestorbenen nur von 3688 auf 3028, also um wenig mehr als 17 pCt. sank.¹³⁾ Es unterliegt nun wohl keinem Zweifel, dass sich den Verordnungen und Einrichtungen, die auf die Bekämpfung der Infektionskrankheiten gerichtet sind, eine weit grössere Zahl von Schwierigkeiten entgegenstellen, als dem Einschreiten gegen den Verbrauch eines gesundheitsschädlichen Nahrungsmittels. Wenn wir trotzdem die komplizirtere Aufgabe der Lösung viel näher gebracht sehen, als die einfache, so ist das nicht allein damit zu erklären, dass in allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens die Städte den ländlichen Bezirken gegenüber bevorzugt werden, auch nicht allein durch den starrköpfigen Widerstand der Landleute, es erklärt sich vielmehr dadurch, dass sowohl Staat als Gemeinde weit davon entfernt waren, sich die Aufgabe in dieser Einfachheit zu stellen.

Die Behörden des geeinigten Italien sind bei den Maassregeln gegen die Krankheit von ganz andern Kriterien ausgegangen. Schon im Jahre 1776 hat die Republik Venedig eine Verordnung erlassen, die den Gebrauch von verdorbenem Mais mit Strafe belegte, seine Beschlagnahme auf den Feldern anordnete, um durch „kräftige Maassregeln die tödtlichen Krankheiten und Epidemien zu verhüten, die solcher Genuss nach sich zieht“. Heute dagegen sieht man — von wenigen Ausnahmen abgesehen¹⁴⁾ — in der Pellagra eine Krankheit des Elends schlechthin, eine Folgeerscheinung ungenügender Ernährung und ungesunder Lebensbedingungen im allgemeinen, macht also ihre Bekämpfung von einer Reihe von Reformen abhängig, die die Lage der Landarbeiter Oberitaliens zu heben vermöchten, identifizirt die Maassregeln gegen die Pellagra mit denen gegen das Elend.

Die Auffassung der Pellagra als eine Folge schlechter Ernährung — die von Männern der Wissenschaft im Ernste vertreten zu sehen unsomehr befremdet, als die Krankheit weder in klinischer noch in anatomischer Beziehung das Bild der Inanition bietet — ist ihrer wirksamen Bekämpfung verhängnissvoll geworden. An die Bekämpfung der Infektionskrankheiten ging man, gestützt auf die modernsten wissenschaftlichen Errungenschaften — bei der Pellagra liess man diese unbeachtet, um es mit dem Köhlerglauben zu halten, der sich als Wissenschaft gebärdet.

Das hat die Wirksamkeit der individuellen wie sozialen Prophylaxis wesentlich beeinträchtigt. Wenn der Arzt dem Landarbeiter sagt: Ihr müsst

¹²⁾ Qu. Stat. 9b S. 91.

¹³⁾ a. a. O. S. 120.

¹⁴⁾ Der erwähnte Rückgang der Krankheit macht sich aber in den Landschaften geltend, deren Gemeinden Trockenapparate angeschafft haben, namentlich in Venezien und im Piemont.

gut essen und trinken, um von der Pellagra frei zu bleiben, so ist das nichts als ein grausamer Hohn: könnte es der Arbeiter, so thäte er es ohne ärztlichen Rath. Auf solchen Rath hin giebt er aber ohne Weiteres die Hoffnung auf, sich vor der Krankheit zu schützen und hütet sich nicht davor, kranken Mais zu essen, lässt also die einzig rationelle prophylaktische Maassregel ausser Acht. Und erwartet man vom Staat oder der Gemeinde, sie solle in wenigen Jahren oder selbst Jahrzehnten die wirthschaftliche Lage einer ganzen Volksschicht ändern, so fordert man Unmögliches, den lautersten Willen und die erleuchtetste Intelligenz vorausgesetzt, während Staat und Gemeinde sehr wohl im Stande sind, den Gebrauch eines als Gift wirkenden Nahrungsmittels bedeutend einzuschränken. Qui trop embrasse, mal étreint. Das Elend von den Hütten der oberitalienischen Arbeiter zu bannen ist ohne eine tiefe Umwälzung der heutigen Macht- und Besitzverhältnisse, ohne juristische und moralische Umgestaltungen unmöglich — aber die Pellagra kann ferngehalten werden, seit die Wissenschaft die Mittel dazu an die Hand gegeben hat.

Ein Gesetz kann den Verkauf (also auch das Vertheilen als Naturallohn) von verdorbenem Mais ausdrücklich verbieten, da die heute bestehenden Bestimmungen (Art. 319—325 des C. P. und namentlich der Artikel 42 des Gesetzes vom 22. Dezember 1889) bis jetzt verschieden gehandhabt worden sind und trotz ihrer Unzweideutigkeit in unserer Frage widersprechende Erkenntnisse vorliegen. Die Beschlagnahme des verdorbenen Mais, den der Produzent selbst verbrauchen will — wie sie Lombroso empfiehlt — scheint mir unmenschlich. Die Wahl zwischen Krankheit und Hunger kann doch wohl frei sein; dagegen halte ich die obligatorische, auf Gemeindekosten vorzunehmende Neutralisirung des Giftes für rathsam: es sollte z. B. mit schweren Strafen belegt werden, kranken Mais zu mahlen, da hier die einzige Gelegenheit der Kontrolle liegt. Auch die übrigen von verschiedenen Autoren vorgeschlagenen Mittel, wie das Fördern anderer Kulturen an Stelle der zweiten Maissaat in Gegenden, wo diese nicht mehr reift, das Einrichten zweckmässiger Trockenapparate, wie sie ein Preisausschreiben des Ministeriums für Landwirthschaft vom Jahre 1882 zu begünstigen suchte, das Begünstigen von Industrieen, die den verdorbenen Mais verwenden, sind bei einer richtigen Kombination von staatlicher und kommunaler Wirksamkeit sehr wohl durchführbar.

Damit aber alle diese Einrichtungen ihren Zweck voll erreichen, damit sie wirklich dahin führen, so mannigfaltigen und schweren Leiden ein Ziel zu setzen, ist eins noth: den Landarbeiter aufzuklären über die Natur des Uebels, das ihn bedroht: weil er arm und elend ist, ist er auch unwissend — wäre er aber nicht so unwissend, so wäre er weniger arm. Viele sind da, die ihn nicht reich und frei machen, wohl aber ihn befehlen können. Hier ist vor Allem dem Priester eine Aufgabe gestellt. So lange der Landarbeiter Italiens dahinglebt, wie das Vieh, werden die besten Bestimmungen, die zweckmässigsten Einrichtungen, von ihm als Chikane gedeutet und nach Kräften umgangen, unbenutzt gelassen werden. Mit den alten Vorurtheilen und Märchen, der stumpfen Unwissenheit und Hoffnungslosigkeit wird sich die Pellagra forterben und die fruchtbare Ebene der Lombardei, die reichen Gefilde Veneziens und der Emilia werden fortfahren, die so oft zitierten Worte Disraelis zu illustriren, von den „zwei Nationen, zwischen denen kein Verkehr und keine Sympathie besteht, die einander in ihrem Wollen, Denken und Fühlen so wenig wie die

Bewohner verschiedener Zonen und Planeten verstehen, die durch eine verschiedene Erziehung gebildet und mit verschiedener Speise ernährt werden, die sich nach verschiedener Sitte richten und über die nicht dieselben Gesetze gebieten.“ —

*

*

*

Auf der Turiner Kunstausstellung im Jahre 1882 stellte Achille d'Orsi einen Entwurf aus, den er Proximus tuus nannte: einen auf dem Boden hockenden Feldarbeiter, dem die Hacke entfallen ist. Sein Oberleib ist vornüber gesenkt, die mageren knochigen Hände ruhen auf den Knien. Die Haltung ist die des Rastenden, der kein Glied mehr rühren, keine Muskel mehr spannen mag. Aber nicht das Wohlgefühl des Ausruhens spricht aus diesen abgemagerten Zügen, aus diesen blöden, leeren Augen, die idiotenhaft auf den Boden stieren — nur stumpfe Qual, jene beständige körperliche Qual, gegen die man sich nicht mehr auflehnt, mit der man längst vertraut geworden ist und die Alles, was an Licht und Freudigkeit in der Welt sein könnte, farblos und trübe macht. In dem Gesicht ist etwas, was an eine Todtenmaske erinnert — das Starre des Todes ohne seine Würde, etwas wie Kampfesende aber ohne Frieden. Es ist ein Pellagrakranker. Bei der Arbeit hat ihn die Schwäche gepackt, der „Anfall“, wie es das Volk dort nennt. Proximus tuus! Einer von Denen, die den Boden bauen, um für Andere zu ernten, die arbeiten, um Noth zu leiden, um in Krankheit und Unwissenheit zu verkommen. Unser Nächster — und doch ist sein Bild den Städtern so unbekannt, dass die gewaltige Realistik des Künstlers sie erstaut und beleidigt zugleich. Der Entwurf hat viel von sich reden gemacht und — ist nie ausgeführt worden. Wie lange wird man noch Modelle für ein solches Werk in den blühenden Gefilden Norditaliens finden?

Die kritische Methode.

Von

Ch. Ruysen

(Brüssel).

Als ich kürzlich die bemerkenswerthe Vorrede las, die Jaurès dem Buche Brissac's „La société collectiviste“ gewidmet hat, war ich erfreut, in derselben jenen berühmten Satz von Karl Marx wiedergegeben zu finden: „Der Sozialismus soll die unbewusste Entwicklung der Menschheit in eine bewusste verwandeln.“ Zur Ergänzung dieses Satzes fügt Jaurès hinzu: „Bei der Vorbereitung der sozialistischen Gesellschaftsordnung ist das denkbar grösste Maass von durchdachter Ueberlegung, klarem Bewusstsein und Voraussicht erforderlich.“ Ich kann nicht umhin, diesen letzten Worten meinen Beifall zu spenden, weil sie mir in dem Geiste ihres Verfassers gleichsam das Streben widerspiegeln, eine Methode zur Erforschung des rein psychologischen Gebietes zu finden, als Ergänzung einer rein ökonomischen und politischen Methode, deren Ziel die Erforschung der wahrscheinlichen Grundlagen der kollektivistischen Gesellschaft ist. Für uns handelt es sich daher darum, uns mit der Natur und dem Hauptcharakter dieser Methode und ihrer Nothwendigkeit vertraut zu machen.

Die Grundlagen der Entwicklung unseres Gesellschaftssystems sind zu bekannt, als dass ich daran denke, dieselben hier noch einmal zu schildern. Aber man hat vielleicht nicht genügend darauf gedrungen, unserer Methode einen vor allem kritischen Charakter zu geben. Nun kann eine Methode nur als kritische bezeichnet werden, wenn sie sich nicht damit zufrieden giebt, bloss synthetisch vorzugehen, indem sie durch Aneinanderreihung

getrennter Elemente ein Ganzes schafft, sondern wenn sie sich aufs eifrigste angelegen sein lässt, den Werth der Elemente zu erörtern, mit welchen sie operirt. Es genügt nicht, nach Art der Philosophen der positivistischen Schule zu sagen: „Sobald die menschliche Vernunft die Erklärung des Weltalls und der Erscheinungen der moralischen Welt begriffen hat, ohne als letzten Grund das Absolute und den Geist einzuführen, hat sie sich nicht mehr mit dem Vorhandensein dieser beiden Prinzipien zu beschäftigen.“ Wir müssen vielmehr, um eine Methode zu schaffen, die frei ist von solchen Schwächen, wie die Anhänger Darwins sagen: „Von dem Augenblicke an, in dem eine Idee dem menschlichen Hirne entspringt, sich des Verstandes bemächtigt und nun im Begriffe ist, sich in Lehrsätze und Glaubensartikel umzubilden, müssen wir nachforschen, welches wahrscheinlich ihr Ursprung war, wie sie sich entwickelte und welches zweifellos das Endziel dieser Idee sein wird. Ferner müssen wir die thatsächliche Relativität dieser Idee zu trennen wissen von dem scheinbar absoluten Charakter, den ihr langes Fortbestehen ihr verliehen hat.“

Mit dieser streng wissenschaftlichen Zergliederung der psychologischen Erscheinungen wird es dem Sozialismus gelingen, sich ein wirkliches Ansehen zu verschaffen und gleichzeitig die Menschheit auf den einzigen Weg zu verweisen, der dazu bestimmt ist, ihr das „klare und voraussehende Bewusstsein“ ihrer selbst zu geben.

Aber dies Ziel ist schwer zu erreichen, denn der Mensch, Sklave aller ökonomischen und moralischen Einflüsse, ebenso wie seiner Umgebung, sträubt sich dagegen, das Gebäude seiner Anschauungen niederzurücken. Der Mensch, verdummt und immer mehr und mehr herabgedrückt durch Lohnarbeit, ist gezwungen, auf eine freie Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten allmählich ganz zu verzichten, nur um seine Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Ganz in Anspruch genommen durch diese unablässige Muskel- oder Gehirn-thätigkeit, beschränkt er sich auf ein rein vegetatives Dasein, in dem das Bewusstsein erstickt. Ist es da nicht natürlich, dass er in diesem Zustande des bittersten körperlichen und geistigen Elends seine Anschauungen gleichsam als den einzigen Trost aufbewahrt, der ihm noch bleibt?

An die Aussenwelt durch die Liebe zum Leben gekettet, findet er doch alle Wege, die ihn nach seiner Meinung zum Glücke führen sollten, versperrt und schafft sich daher selbst ein Ideal in der übersinnlichen Welt, wo sich seine Gedanken, von allen Fesseln befreit, allein in dem Unendlichen ergehen.

Unsere Enttäuschungen werden überhaupt gross sein, wenn wir es unternehmen werden, gegen die moralischen Einflüsse und gegen die der Erziehung anzukämpfen. Der Mensch, von jeher unter dem Einfluss gewisser Philosophen, die man Religionen nennt, hat die dunklen Schreckensbilder der Kindheit aufbewahrt, von denen sich nur einige geistig gebildete Köpfe frei gemacht haben. Er hat Furcht vor der Finsterniss, Furcht vor dem dunklen Abgrunde, den er Unendlichkeit nennt, und wenn er in ihn hineindringt, so nur, indem er Psalmen und Lobgesänge anstimmt, um — wie er sagt — das Unendliche zu rühren, in Wirklichkeit aber um sich selbst zu beruhigen. Als wir noch Kinder waren und man uns, die Eigensinnigen, in eine dunkle Kammer sperrte, weinten wir um so stärker, je finsterner es war, und in unserem Geschrei lag ebensoviel Verstellung wie wirkliche Angst. So handeln die Menschen, und nur die Furcht hält sie zurück. Doch auch die Dummheit der Menschen macht sie immer mehr und mehr zu Sklaven der Jahrhunderte alten Ueberlieferung. Sie zünden Weihrauch vor allen Symbolen an, die den Fortschritt leugnen, und ihre Glocken setzen sich nur in Bewegung, wenn es gilt, die Verthierung der Menge zu feiern oder Alarm zu läuten, wenn die Fluth der Revolution Alles mit sich fortzureissen droht.

Schliesslich wird es für uns, wenn wir unserer kritischen Forschungsmethode folgen, interessant sein, zu konstatiren, dass den Menschen nichts so enorm beeinflusst, wie die Aussenwelt. Da sich Erscheinungen unaufhörlich vor seinen Augen mit eindruckvollster Regelmässigkeit wiederholen, gelangt er unvermeidlich dazu, sich einen Plan vorzustellen, nach dem die Natur ohne Veränderung ihre Lebenskraft offenbart. Und da er sich — theilweise wenigstens — als Sklave dieser Aussenwelt fühlt, so kommt ihm nie der Gedanke,

in sich seinen Wesensgrund zu suchen, er sucht ihn höher. Er findet ihn endlich in dem Absoluten und stellt es um so höher, je mehr er sich selbst erniedrigt fühlt und je weniger er jenes begreift. So schafft er sich seine Metaphysik.

Auf dieselbe Weise entstehen seine Gedanken über Moral und Gesellschaft. Theils Sorglosigkeit, theils Furcht hindern ihn nach ihren natürlichen Grundlagen, dem Ursprung der ererbten Gedankenwelt zu forschen, und so führt er sie ohne Weiteres auf dieses Absolute zurück, von dem er selbst nach seiner Meinung nur ein Theilchen ist. Nun ist er vollends unfähig, den gewaltigen Einfluss, den bereits die ökonomischen Verhältnisse auf die Entwicklung dieser Ideen haben, zu fassen, und er, der nie seinen Standpunkt geändert hat, wundert sich nicht wenig, wenn er sieht, wie seine Anschauungen eines Tages die enge Form gesprengt haben, die er ihnen gegeben. Er hebt die Form auf und was findet er? Nichts! Entsetzt muss er sehen, dass seine Ideen, an deren Unwandelbarkeit er fest glaubte, sich fortentwickelt hatten, so ihre Relativität bezeugend. Bitter getäuscht in seinen Hoffnungen und wankend gemacht in seinem Glauben, jammert er über die Schändlichkeit, Lüge und Verderbniss der Welt. Fieberhaft erregt klammert er sich nun enger als je an seinen Glauben an das Absolute, und da er so für ein rein menschliches Verständniss der Entwicklung der Menschheit unzugänglich ist, sucht er seine Rettung in völlig krankhaften, moralischen und metaphysischen Theorien, in denen Pessimismus und Fatalismus den breitesten Spielraum haben.

Die Anderen, welche die Enttäuschungen weniger leichtgläubig gemacht haben, die Indifferenten, weigern sich, dem Lauf der Entwicklung zu folgen, sie haben überhaupt nicht das „klare und vorausschauende Bewusstsein“ desselben. So zum Beispiel gestehen sie ein, dass der Kapitalismus schädlich einwirkt auf Verstand und Gemüth, aber sie sagen: das mag schon sein, doch es ist eben unvermeidlich. Die Einen wie die Anderen unterliegen der Resignation. Ihr Glaube an das Schicksal, das man ertragen muss, ohne dagegen ankämpfen zu dürfen, macht sie zu erbitterten Feinden eines jeden Versuches, eine Umwälzung, sei sie auch von Grund aus menschlichen Charakters, herbeizuführen.

Auf diese Weise kann man nach meiner Meinung die Entstehung der Ideen und Anschauungen der Menschen, sowie ihre Anschauungen und die Beharrlichkeit, mit der sie an ihnen festhalten, erklären. Da wir nun die Hindernisse kennen, gegen welche die Lehren des Sozialismus unfehlbar ankämpfen müssen, wird es uns auf Grund unserer Kenntniss ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung, sowie bewaffnet mit einer wahrhaft wissenschaftlichen Methode, leicht fallen, zu siegen über die moralischen und damit zugleich auch über die politischen Gewalten.

Indem der Sozialismus der Menschheit das volle Bewusstsein ihrer selbst verleiht, wird er sich die Sympathieen erwerben, auf die er als ein Werk zur Befreiung der Menschheit ein Recht hat. Aus der geistigen Blindheit werden wir unsere Gegner zu einem klaren und höher entwickelten Bewusstsein führen und sie so allmählich zu der neuen ökonomischen Gesellschaftsordnung hinüberleiten, die unbedingt kommen muss, wenn nicht durch einstimmigen Willensakt der Aufgeklärten, so durch die Macht der Thatsachen.

Eine neue Sozialtheorie.

Von

Dr. Arthur Mülberger

(Crailsheim.)

[Schluss.]

Busch analysirt weiterhin an einer Reihe trefflich gewählter Beispiele die Bedeutung des Handelsprofits überhaupt und bespricht, gleichfalls in sehr instruktiver Weise, die Machenschaften des individuellen Güteraustausches in Bezug auf Ueberfordern, Qualitätsverschlechtern und Preistreibereien aller Art.

Im Mittelpunkt der sozialen Frage steht der heute herrschende Ueberfluss an Produzenten oder, was dasselbe ist, der Mangel an Arbeit. Es ist ausserordentlich interessant, dem Verfasser bei der Erörterung dieser speziellen Frage zu folgen. Wer die Ursache der Ueberfüllung der verschiedenen Berufsstände richtig erkennen will, muss sich, meint Busch, „vorab von der irrigen Ansicht lossagen, dass von der Gesamtheit nur ein bestimmtes und begrenztes Arbeitsquantum zu erledigen sei.“ Die Arbeitsgelegenheit ist vielmehr, ebenso wie die Bedürfnisse der Menschen, ihrem Wesen nach unbegrenzt. So lange noch ein einziger Mensch Bedürfnisse zu befriedigen hat, so lange ist noch Arbeit zu vergeben. Wenn man mit einer Beschränkung der Arbeitszeit dem Arbeitsmangel abhelfen könnte, so wäre es unzweifelhaft logischer, die Anwendung von elementarer Kraft zu besteuern oder einfach zu verbieten. Dann wären jene Arbeiter der Grossindustrie, die im Beginn der kapitalistischen Periode die Maschinen zertrümmerten, die einzig richtigen Wirthschaftstheoretiker gewesen. Die Sache liegt aber ganz anders. Mit dem grösseren Güteraustausch und der ausserordentlichen Steigerung der Produktion durch die Theilung der Arbeit ist der grössere Reichthum niemals der Gesamtheit zu Gute gekommen, sondern zum grossen Theil in der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum stecken geblieben. Damit ist — und dies ist der entscheidende Punkt — auf die Geschäftsleute ein weit grösserer Antheil von Gebrauchswerthen übergegangen, als sie verbrauchen konnten und verbraucht haben. Mit anderen Worten: Da alle Produkte der Arbeit übertragbar sind und auch thatsächlich übertragen werden, so hat der eine Mensch die Produktion einzuschränken, wenn der andere Mensch die erworbenen und vorhandenen Verbrauchswerthe nicht verschleissen, wenn er sparen will. Das Kapitalansammeln, das Sparen auf der einen Seite bedingt den Arbeitsmangel auf der anderen. Nun kann sich aber das Sparen einer Nation immer nur darauf beschränken, wirkliche Verbrauchswerthe einige Zeit lang aufzubewahren. Das ist aber im Ganzen herzlich wenig und repräsentirt nur einen verschwindend kleinen Theil der gesammten Volksarbeit. In Wirklichkeit existirt kein anderes Kapital als die Arbeitskraft des Menschen. Der weitaus grösste Theil des vorhandenen Gesamtvermögens entfällt auf Grund und Boden; derselbe ist aber ohne Arbeit entstanden oder vielmehr mit verhältnissmässig sehr geringer Arbeit nutzbar gemacht worden, deshalb existiren diese Werthe, wie wir weiter unten sehen werden, auch nur in der Einbildung; sie sind imaginär. „Wenn sich Jemand 100 000 Mark erspart hat und erwirbt für diese Summe eine Baustelle, so hat er dieselbe nicht produktiv angelegt, sondern für ein Objekt verausgabt, das ursprünglich werthlos gewesen ist, jetzt aber ohne menschliche Thätigkeit einen Werth erlangt hat und zwar lediglich deshalb, weil sein Besitz die Erzielung von Handelsprofit erleichtert.“ Einen Werth hat also, um hier einen erst später entwickelten Gedanken vorwegzunehmen, nicht der Grund und Boden, sondern einzig und allein die Gelegenheit, auf diesem Stück Boden Handelsprofit zu erzielen. Ueber die Zuwendung dieses Handelsprofits entscheidet aber, wie wir oben gesehen haben, einzig der freie Wille des Produzenten in seiner Eigenschaft als Konsument. Wenn derselbe seinen Bedarf nicht mehr durch Kapitalzins, Bodenrente, Ladenmieten, Schau-fenster, Annoncen, Musterspesen, Reisende u. s. w. überflüssig vertheuert haben will, wenn der Arbeiterstand eine Vermittlung unter sich organisirt, dann hat

er damit auch alle heute bestehenden imaginären Werthe vernichtet. Die Antwort auf die Frage der Arbeitslosigkeit kann nur wie folgt lauten: „Die verschleissenden und dabei nicht schaffenden Menschen müssen naturgemäss in demselben Maasse auf der einen Seite vorhanden sein, indem auf der anderen Seite verdient und nicht verschlissen wird; diese beiden Posten heben sich in der grossen Gleichung, Volkswirtschaft genannt, gegenseitig auf.“

Alle Vorschläge zur Besserung der ökonomischen Gesamtlage ohne Ausnahme beruhen auf den zwei irrigen Voraussetzungen, erstens, dass der Handelsprofit, der Verdienst einen integrierenden Theil des Ertrags der Volksarbeit bilde und zweitens, dass die freie Konkurrenz den Lohn für die Vermittlung zwischen Produktion und Konsum auf das geringste Maass herunterdrücke. Dem stellt Busch die zwei anderen Sätze entgegen: erstens, dass da, wo der ökonomische Gewinn, der Handelsprofit einsetzt, jedesmal eine Schmälerung des Lohnes der Arbeit beginnt und zweitens, dass da, wo das Sparen anfängt, auch der Arbeitsmangel beginnt. „Je mehr von einer Nation gespart wird“, sagt er, „je langsamer sie die erzeugten Verbrauchswerthe verschleisst, desto weniger kann auch produziert werden, desto seltener wird die Arbeitsgelegenheit.“ Desshalb ist es grundfalsch, dass ein möglichst lohnender Waarenaustausch, dass das Blühen des Handels und der Industrie die Arbeitsgelegenheit häufiger und die Arbeit lohnender mache. Vielmehr nehmen die Vermittler zwischen Produktion und Konsum den grössten Theil der Volksarbeit als Eigenthum an sich und den Arbeitern bleibt so viel, als knapp zum Lebensunterhalt ausreicht. Ist erst diese organische Ursache der heutigen Nothlage erkannt, so schwindet auch jenes Wort aus der Welt, das für sich allein schon mehr Verwirrung in den Köpfen angestiftet hat, als alle andern Fiktionen der Weltgeschichte zusammen — der Weltmarkt. „Deutschland produziert mehr, als seine Bewohner zu verschleissen vermögen“, sagt Busch, „desshalb ist es auf den Export angewiesen; um aber zu exportiren, muss es auf dem Weltmarkt konkurriren können und die Konkurrenz auf dem Weltmarkte gestattet den Produzenten keinen grösseren Antheil an den erzeugten Verbrauchswerthen, als zum bescheidensten Dasein unbedingt erforderlich ist. Das ist die Summe der wunderbaren Weisheit unserer National-ökonomien, gefolgert aus der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Handelsprofits. Ist denn ein grösserer Widerspruch überhaupt denkbar? Also die deutschen Arbeiter müssen sich einschränken, weil sie mehr Verbrauchswerthe erzeugen, als Deutschlands Bewohner zu verschleissen vermögen.“ Hat nicht die breite Schicht des arbeitenden Volkes noch grossartige Verwendung für jede Art von Ueberproduktion? Sollen sich unsere Produzenten ganz allein deshalb einschränken, weil sie zu viel produziren? Unsere Vorstellungen bewegen sich thatsächlich in einem Zirkel, der an Wahnsinn streift. Den Maassstab für die Stellung auf dem sogenannten Weltmarkt bilden bekanntlich die Handelsbilanzen. Ihre Zahlen beweisen aber in Bezug auf die Grösse von Ein- und Ausfuhr garnichts, da die in denselben verrechneten Werthe ganz und gar verschieden durch Handelsprofit belastet sind. Von einer aktiven und passiven Handelsbilanz zu reden, ist desshalb einfach Unsinn. Jedenfalls steht so viel unzweifelhaft fest, dass sich immer und überall Ein- und Ausfuhr naturgemäss gegenseitig aufheben, dass jedes Land auf die Dauer seine Bilanz glatt auszugleichen hat. Ebenso klar ist, dass der zweifelte Versuch unserer Staatsmänner durch Schutzzölle das eigene Land gegen

fremde Erzeugnisse abzuschliessen und, was an sich schon ein Widerspruch ist, einen möglichst grossen Theil der eigenen Produktion in's Ausland abzustossen, prinzipiell verfehlt ist, da die Ursache des Arbeitsmangels weder in einem zu kleinen Export noch in einem zu grossen Import, sondern einzig und allein im Verdienen und Ersparen der Geschäftsleute zu suchen ist. Man überträgt mit solcher Politik bloss den Hass und die Erbitterung der verschiedenen Berufsstände noch auf die Nationen und schürt, „lediglich im Interesse der unersättlichen Jünger Merkurs“ den latenten Krieg. Mit der Beseitigung des Handelsprofits durch Unifizierung des Güterausstausches wird sich der schreckliche „Weltmarkt“ auf die schlichte Weisheit reduzieren: „Sorge, dass Du anderen Leuten und anderen Nationen etwas von deiner Produktion abtreten kannst, dann treten Dir andere Leute und andere Nationen auch ebenso viel von ihrer Produktion ab.“ Heute dagegen zeigen sich die schreiendsten Missstände unserer gesammten Produktionsverhältnisse nirgends grösslicher als eben im Gebiet unserer blühendsten und berühmtesten Exportindustrien. Es ist gewiss kein Zufall, dass die Sozialdemokratie gerade in den Gegenden, in welchen Exportartikel angefertigt werden, die meisten Anhänger besitzt.

Der Frage über den „Werth an Grund und Boden“ und „die Nothlage der Landwirtschaft“ widmet Busch ein besonderes Kapitel und kommt hierbei zu folgenden weittragenden Schlüssen. Der Grund und Boden hat, wie schon oben beiläufig erwähnt wurde, keinen Werth; was Werth hat, ist nur die Gelegenheit, auf diesem Stück Boden Handelsprofit zu erzielen. Sowie durch die Unifizierung des Handels der Profit beseitigt wird, so fällt damit der Preis von Grund und Boden auf den Betrag, den die Nutzbarmachung des Grundstücks, gleichviel, ob bebaut oder nicht, an Arbeitslöhnen erfordert hat. Der Preis des Bodens ist also nichts anderes als kapitalisirter Handelsprofit, der erst erzielt werden soll. Wenn den Grundeigenthümern in den grossen Städten Vermögen aus Nichts entstanden sind und entstehen, so haben sie sicherlich kein Recht, sich darüber zu beklagen, dass das Nichts zum Vortheil des Arbeiterstandes wieder in Nichts zerfällt. Auf die Art und Weise, wie Busch die Agrarfrage behandelt, gedenke ich bei anderer Gelegenheit zurückzukommen.

Es ist leicht verständlich, dass mit der Beseitigung des Handelsprofits auch für den Kapitalzins und die Bodenrente das letzte Stündlein geschlagen hat. Der Kapitalzins ist nichts anderes, als der Gewinnantheil, den der Geschäftsmann Demjenigen gewährt, der ihn zur Erzielung von Handelsprofit mit Geld unterstützt. Weit aus die meisten Geschäftsleute, namentlich alle Anfänger handeln mit fremdem Gelde. Allein die Zinsrente von $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{0}{100}$ per Jahr spielt für die Arbeiter im Vergleich zum Handelsprofit, der mindestens $80\frac{0}{100}$ der Volksarbeit an sich reisst, keine Rolle. Sobald der Arbeiterstand anfängt, für eigene Rechnung zu vermitteln, seine Kundschaft sich selbst zu erhalten, wird er kreditfähig. Er wird aber dieses Kredits nur ganz kurze Zeit bedürfen und dann durch Abschneidung der Möglichkeit einer Kapitalanlage überhaupt Zins und Bodenrente beseitigen. So lange er seine Kundschaft leichtsinnig wegwirft, verhilft er den Kapitalisten natürlich auch zu einer Verzinsung ihres Kapitals in Form von Preiszuschlägen auf seinen Konsum, aber mit dem Aufhören der individuellen Vermittlung engt sich der Kreis Derer, die überhaupt in die Lage kommen, Geld aufnehmen zu müssen, immer mehr ein. Die ungeheuren Werthe, die sich mit der wachsenden Produktivität der Arbeit

gebildet haben und noch bilden, sind imaginär d. h. ihre Existenz fusst nicht in der menschlichen Thätigkeit, sondern einzig in der Möglichkeit, Handelsprofit zu erzielen. Sie sinken also, wie schon oben bemerkt, mit dem letzteren unfehlbar dahin. Der Zins ist nicht allen Kulturepochen eigen; er wurde bis in's Mittelalter hinein von der Kirche als schwere Sünde verurtheilt. Die Bedeutung, die er heute hat, war ihm zu keiner anderen Zeit auch nur annähernd eigen. Sonderbar! Der Arbeiter, der Produzent giebt keinen Zins und nimmt keinen Zins und muss doch für die gewaltigen Zinssumme, die heute gegeben und genommen wird, aufkommen. Die Erklärung für diese Erscheinung ist sehr einfach. „Kapitalzins und Bodenrente sind nämlich nichts anderes, als vollständig überflüssige, entbehrliche und leicht zu beseitigende Spesen zur Erzielung von Handelsprofit, denn nicht, weil ein so riesenhaftes Privatkapital vorhanden ist, müssen so viele Zinsen bezahlt werden, sondern weil sich durch Geschäftemachen so viel verdienen lässt, ist eine so riesenhafte Zinssumme zu erzielen, welche, wie alle anderen überflüssigen, entbehrlichen und leicht zu beseitigenden Geschäftsspesen auch, die Produzenten in ihrer Eigenschaft als Konsumenten *freiwillig* bezahlen.“ Bei der individuellen Vermittlung macht sich der Vermittler für seine der Gesamtheit geleisteten Dienste selbst bezahlt; da aber die Käufer niemals wissen, wieviel Arbeitswerth der einzelne Verbrauchsgegenstand repräsentirt, so wird dadurch die freie Konkurrenz zum Vortheil der Vermittler und zum Nachtheil der Produzenten verschoben. Sind aber die gegenseitigen Chancen in ihrer Grundlage einmal ungleich, so müssen sie nach allgemein menschlichen Gesetzen immer ungleicher werden. Im Uebrigen herrschen über die Geldsummen, die nöthig wären, um den Arbeiterstand auf eigene Füße zu stellen oder, mit anderen Worten, das zinstragende Privatkapital vollständig lahm zu legen, ganz übertriebene Vorstellungen. Von Wohnungen und Produktionsmitteln (Fabriken, Maschinen u. s. f.) abgesehen, wird das Gesamtprodukt des Arbeiterstandes in etwa 18 Monaten erzeugt und verschlissen. Demnach genügt das Eigenthumsrecht an ein Vermögen im Betrag dessen, was der ganze Arbeiterstand in 18 Monaten erzeugt, um ihn von jeder weiteren Vermittlung unabhängig zu machen. Hierfür genügen wenige Jahre. Ebenso haben es die Arbeitergenossenschaften völlig in der Hand, auch den Grund und Boden werthlos zu machen. Schliesslich bleiben für das Kapital nur noch die Staatspapiere übrig, deren Konvertirung und Einlösung durch das stete Heruntergehen des Zinssusses bei der unfizirten Vermittlung nicht lange auf sich warten lassen wird. Als letzte Zuflucht blieben dann noch Häuser, menschliche Wohnungen. Die unfizirte Vermittlung schliesst aber natürlich auch das Baugewerbe ein und würde die Wohnungsfrage rasch lösen. Der Springpunkt für das Verständniss des Zinses ist, wie gesagt, die Thatsache, dass von allen „Vermögen“ bis hinauf zu den Millionären und Milliardären nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil in vorhandene Arbeitswerthe auflösen lässt, dass diese Vermögen also zum weitaus grössten Theil nur in der Einbildung existiren, nur blosser Privilegien zur Erzielung von Handelsprofit sind.

In einem „die Lösung“ betitelten Kapitel fasst dann Busch die Hauptgesichtspunkte noch einmal kurz zusammen und giebt einige praktische Winke für die Inaugurirung einer wahren Sozialpolitik. Er meint vor Allem, dass, wenn der Sozialismus seine Ziele verwirklichen wolle, er das Recht auf Eigen-

thum bestehen lassen, Freiheit und Selbstständigkeit jeder Person beschützen und jeden einzelnen schaffensfähigen Menschen auf seine eigenen Kräfte verweisen müsse. Er wiederholt sodann, dass unter den heutigen Erwerbsverhältnissen die Thätigkeit der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum — das Geschäftemachen — sich immer weit besser bezahlt machen müsse als die Arbeit, weil die Vermittler ihren Verdienst künstlich aufzubessern in der Lage sind. Der Arbeiter habe sich insbesondere vor dem grossen Irrthum zu hüten, sein Einkommen nach der Summe von Mark und Pfennig zu beurtheilen, statt nach Arbeitswerth und Menge der Verbrauchsgegenstände, die er für den erzielten Lohn erwerben kann. Er widerlegt weiterhin noch einmal den anderen Grundirrtum, „auf dem die ganze heutige Volkswirtschaftslehre ruht“, dass „die freie Konkurrenz in der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum den Lohn für diese Vermittlung auf das richtige und geringste Maass herunterdrücke“. Das genaue Gegentheil sei wahr; das Zuviel der Konkurrenten schmälere wohl den Absatz des einzelnen Geschäftsmannes, steigere aber zu gleicher Zeit die Spesen der Vermittlung überhaupt. Weiterhin rekapitulirt Busch seine Darstellung von der Bedeutung der *Kundschaft*, als dem Fundament des ganzen Erwerbslebens, wodurch der Produzent in seiner Eigenschaft als Konsument der allein mögliche und vorhandene Arbeitgeber sei. Die Konsumentinteressen bedürfen nur der schrittweisen Zusammenfassung (Unifizirung) und der Handel, d. h. die ganze als übernatürliches Wunder angestaunte Kunst des Geschäftemachens, löse sich in eine unendlich einfache und von selbst gegebene soziale Funktion auf. Man lasse dem Kapitalismus das verhältnissmässig so wenige Geld, das er besitzt, und nehme ihm dafür die Gelegenheit, zwischen Produktion und Konsum zu vermitteln. Damit ist die alleinige Quelle seines Reichthums und seiner Macht endgiltig versiegt.

Was die Lösung der sozialen Frage bisher unmöglich gemacht hat, ist lediglich das Fehlen des richtigen, brauchbaren und entscheidenden Gedankens. Mit der Beseitigung dieses einen Hindernisses fallen alle anderen von selbst. Nach den Lehren und Ansichten der Sozialdemokratie sind nur zwei Wege denkbar, um den sozialen Zukunftsstaat zu etablieren, entweder die freiwillige Zustimmung des Bürgerthums oder die gewaltsame Enteignung. Beide Wege sind gleich verfehlt und aus tausend Gründen niemals gangbar. Allein es giebt noch einen dritten einfachen, bequemen und sicheren Weg, bei dem weder die Zustimmung der Bourgeoisie noch die Gewalt nöthig ist — die Uebernahme der Vermittlung zwischen Produktion und Konsum durch das arbeitende Volk.

In einem kurzen Schlusskapitel bespricht Busch noch einzelne „verfehltete Vorschläge zur Lösung der sozialen Frage.“ Ich brauche hierauf nicht einzugehen. Wohl aber kann ich es nicht unterlassen, noch eine kurze Stelle aus diesem Abschnitt anzuführen, in der sich der schlichte Denker thatsächlich auf die Höhe des Sozialphilosophen in grossem Stile erhebt. Busch sagt: „Gewiss, der Arbeiter ist unfrei und abhängig, im höchsten Grade unfrei und abhängig, wer will das bestreiten? Aber diese Unfreiheit und Abhängigkeit, dieser grauenhafte Zwang, ist nicht auf staatliche Gesetze, Religionsvorschriften, auf die Regierungsform oder Verwaltungsmaassregeln, sondern ganz allein auf den Handelsprofit zurückzuführen. Die Freiheit des Arbeiters hat mit dem Militarismus, mit dem Septenat, mit fünfjährigen Legislaturperioden, mit indirekten Steuern, auch selbst mit dem Sozialistengesetz u. s. w. herzlich wenig

zu schaffen und die Arbeiter sind in den Republiken diesseits und jenseits des Ozeans ebenso unfrei und abhängig, wie in den Monarchieen Europas. Der Arbeiter ist ganz allein deshalb ein unfreier, abhängiger Mann, weil er zu seinem Lebensunterhalt einer Stelle bedarf und weil er diese Stelle nicht als ein gutes Recht zu verlangen, sondern sich als eine unverdiente Gnade schenken zu lassen hat. Der Mann, der die Stelle verschenkt, ist deshalb der Herr des Arbeiters; er darf denselben behandeln, wie er will, ganz gleichgiltig, wie sich der Arbeiter betrügt und wem das nicht passt, der kann ganz einfach gehen und darf sich dann glücklich schätzen, wenn er eine neue Stelle unter ganz genau denselben beleidigenden und entehrenden Bedingungen wieder findet. Wenn ein Arbeiter seine Stelle verliert oder aufgibt, dann meldet sich für die Vakanz sofort eine ganze Menge geeigneter Bewerber, die bei dem entsetzlichen Ueberflusse an Produzenten gern mit jeder Bezahlung und Behandlung zufrieden sind, und durch die bitterste Noth bezwungen, auch zufrieden sein müssen. Wer also dem Arbeiter seine Freiheit schenken will, der sehe nur von allen politischen Maassnahmen vollständig ab und verschaffe ihm dafür ein tatsächliches Recht auf Arbeit; der Sorge weiter dafür, dass die überflüssigen Produzenten beschäftigt werden; für das Weitere wird dann der Arbeiter selbst schon sorgen.“ Dieses tatsächliche Recht auf Arbeit wird der unfizirte Güteraustausch in's Leben rufen.

*

*

*

Damit schliesse ich diese Skizze und verweise den Leser auf das Buch selbst. Wohl aber dürfte eine kurze Würdigung an dieser Stelle wohl angebracht sein.

Zunächst liegt die Versuchung nahe, den Maassstab der landläufigen formalen Kritik an das Werk anzulegen. Ich verzichte darauf und erinnere an das, was ich in der oben erwähnten „Einleitung“ zu der nachgelassenen Schrift von Busch in dieser Beziehung gesagt habe. Was aber inhaltlich übrig bleibt, dünkt mir bedeutend genug, um hier mit voller Schärfe hervorgehoben zu werden.

Ernst Busch ist; wie sein vorliegendes Werk von der ersten bis zur letzten Zeile beweist, der originellste, ja vielleicht der einzige originelle deutsche Sozialist, der je gelebt hat. Er hat das ausserordentliche Verdienst, das soziale Problem in seiner realsten Wirklichkeit erfasst und es, wenn ich so sagen darf, auf seinen einfachsten Ausdruck gebracht zu haben. Frei von allem dogmatischen Gepöck, die Geschehnisse ins Auge fassend, wie sie sind, ist er ein lebendiges Beispiel jener unantastbaren Wahrheit, dass alle neuen und grossen Gedanken stets von unten aus der unmittelbaren Beobachtung der Thatsachen gekommen sind. Mit jenem Ungestüm und jener verzehrenden Ausschliesslichkeit, wie sie den Neuerern seines Schlages eigen sind, fegt er alle theoretischen und praktischen Bedenken um seiner grossen Wahrheit willen hinweg und schmettert den ökonomischen Liberalismus und den marxistischen Kommunismus mit demselben Schlage zu Boden. Dem ersteren weist er nach, dass die Machtstellung des Kapitals im Wirtschaftsprozesse einzig in dem guten Willen derer seinen Grund hat, die sich als Konsumenten von ihm ausbeuten lassen; den letzteren lehrt er, dass die Vereinigung der Konsumkraft des Volkes auf dem Boden der wirtschaftlichen Freiheit eine Waffe ist, der gegenüber der ganze ungeheure politisch-demagogische Apparat der „Partei“ zum

harmlosen Kinderspielzeuge herabsinkt. Beide miteinander aber können von ihm lernen, dass das kapitalistische Eigenthum, für die Einen der Gott des Lichts, für die Anderen der Gott der Finsterniss, ein blosser Popanz ist, der im Angesichte der sich selbst organisirenden Arbeit dahinschwinden wird, wie der Schnee vor der Sonne.

Für den Kenner der Sozialgeschichte ist es unzweifelhaft, dass die theoretische Leistung von Ernst Busch in letzter Linie nichts anderes ist, als eine populäre und überaus treffende Beweisführung der Richtigkeit jenes Grundprinzips, das zuerst von Proudhon als eines der Fundamente seiner Tauschbank entwickelt worden ist: „La consommation c'est la commandite,“ zu deutsch: „Der Konsument ist der Arbeitgeber.“ Dies geschah durch Busch, ohne dass derselbe von Proudhon eine Ahnung hatte. Seine Leistung trägt also ganz und voll den Stempel der Originalität. An diesen Zusammenhang mit Proudhon knüpft sich für mich eine persönliche Erinnerung, die ich dem Leser nicht vorzuenthalten möchte, umso mehr, als sie auch auf den Charakter des zu früh Verstorbenen ein überraschend schönes Licht wirft. Ich hatte Busch nicht lange vor seinem Tode die wichtigsten Schriften Proudhon's über den Zirkulationsprozess des Kapitals zugeschickt. In seiner Antwort bemerkte er unter Anderem: „Es würde thöricht von mir gehandelt sein, mich mit Proudhon auch nur annähernd messen zu wollen. Die Anordnung, der Stil, die Ausdrucksweise, die Definition, kurz Alles verräth den vollendeten Meister, der seinen Stoff vollkommen beherrscht und nach Belieben behandelt, während meine Abhandlungen den Dilettanten erkennen lassen, der einige gute Gedanken gefunden hat, die er in seiner Weise verarbeitet. Das Buch von Proudhon zeugt nicht nur von einem äusserst seltenen klaren Verstand, sondern auch von einer grossen formalen Bildung, die selbstredend einem Manne abgeht, der nur bis zum vierzehnten Jahre die Schule besuchen konnte. Mir schrieb ein Leser, und ich muss ihm beistimmen, dass der geringe Erfolg meiner Schriften auf den Mangel an wissenschaftlicher Form zurückzuführen sei. Wenn ich nicht von der Wichtigkeit und Tragweite meiner Gedanken überzeugt gewesen wäre, würde ich mich nie an die Oeffentlichkeit gewagt haben. Dass ich damit aber recht gehandelt habe, beweist mir Ihre und anderer Leute Zustimmung, sowie das Urtheil der Presse. Was aber den Inhalt des Buches anbetrifft, so haben Sie Recht mit Ihrer Behauptung, dass sich mein Gedankengang mit demjenigen von Proudhon in einer verblüffenden Uebereinstimmung befindet. Fast kein Gedanke von mir, den ich bisher für neu und eigenthümlich hielt, den ich nicht bei Proudhon in anderer Form wiedergegeben finde.“

Zahlreiche Anzeichen deuten darauf hin, dass die Zeit nahe ist, wo die Wortführer des Marxismus, die noch heute uneingeschränkt über das kollektive Denken der deutschen Arbeiter herrschen, genöthigt sein werden, sich mit dieser neuen Auffassung des Wirtschaftsprozesses auseinanderzusetzen. Das Volk wird ungeduldig und ist der Vertröstungen müde. Das Wort vom „Klassenkampf“, vom „zielbewussten Proletariat“, von der „Expropriation der Expropriateure“ und wie die dogmatischen Formeln alle heissen, hat schon heute viel von ihrem Glanze eingebüsst; bald werden nicht einmal Wahlerfolge mit ihnen zu erringen sein. Es steht für mich ausser allem Zweifel, dass die Herrschaft der doktrinären Utopie von Karl Marx über die Massen bereits innerlich zusammengebrochen ist. Sie fristet nur noch ein Scheindasein und stützt sich

rein äusserlich auf das feste Gefüge einer geschlossenen Partei und auf die Thorheiten ihrer Gegner. Der eigene Lebensinhalt ist erschöpft. Ein neues fruchtbareres Prinzip steht vor der Thüre und harret auf Einlass. Es wendet sich nicht mehr bloss an den industriellen Arbeiterstand, sondern schlechthin an Alle, die von der Arbeit und nicht bloss von Renten oder Privilegien leben. Niemand hat dieses neue Prinzip besser begriffen und einfacher dargestellt, als Ernst Busch.

Die Sozialdemokratie und die preussischen Landtagswahlen.

Eine Umfrage,

veranstaltet

von

der Redaktion.

Auf unsere im vorigen Hefte mitgetheilten Fragen sind uns noch weitere Erwidernngen zugegangen, die wir nachstehend veröffentlichen:

Da ich auf ein paar Wochen von Berlin abwesend bin, so ist mir Ihre freundliche Einladung verspätet zugegangen, so dass ich erst heute zur Beantwortung Ihrer Fragen bezüglich der Btheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen komme.

Hier haben Sie meine Meinung:

1 und 2: Ich bin gegen eine Btheiligung unserer Partei an den Landtagswahlen, wenn darunter ein selbständiges Vorgehen durch Aufstellung eigener Wahlmänner verstanden wird.

Gründe: Nach Lage des preussischen Dreiklassen-Wahlsystems ist es ausgeschlossen, dass unsere Partei in einem einzigen Wahlkreise, ausser in der dritten Klasse, irgendwie nennenswerthe Erfolge erzielen kann. Glauben also unsere Genossen in irgend einem Wahlkreise einen Parteimann als Landtags-Kandidaten in Vorschlag bringen zu können, so könnte seine Wahl immer nur erst nach gelungenem Uebereinkommen mit einer bürgerlichen Partei erfolgen. Ist aber eine solche Verständigung bei Aufstellung des Kandidaten möglich — ich lasse die Richtigkeit dieser Annahme unerörtert — dann muss sie bezüglich der Aufstellung von Wahlmännern erst recht möglich sein. Ich verstehe nicht den Zweck, der damit verfolgt werden soll, sich erst bei den Urwahlen auf's Aeusserste zu bekämpfen, wenn man doch von Haus aus die Absicht verfolgt, sich bei der Schlusswahl zu verständigen.

Ein Vergleich mit dem Verhalten bei den Stichwahlen zum Reichstag ist hier ausgeschlossen. Dort ist der Kampf um den Sieg aus eigener Kraft die Regel und die Stichwahl die Ausnahme. Bei den Landtagswahlen beruhen aber alle Hoffnungen unserer Partei auf Erringung eines Mandates auf der Voraussetzung, dass wir zur Verständigung mit einer bürgerlichen Partei kommen werden. Ein selbständiges Vorgehen unsererseits hätte vom Standpunkt der Mandatsschwärmer nur einen Sinn, wenn damit gewissermassen eine Kraftprobe abgelegt werden soll, durch welche wir den Parteien, auf deren schliessliche Mithilfe wir rechnen, erst einen Begriff von unserer Stärke geben wollen. Es rückt da aber wieder die Gefahr nahe, dass bei einer solchen Kraftprobe wir uns gerade mitsammt dem eventuellen späteren Bundesgenossen gegenseitig so schwächen, dass der gemeinsame Gegner den Vortheil davon haben wird.

Die vorliegende Frage scheint mir ihre Bedeutung überhaupt nicht darin zu haben, ob es möglich sein wird einen oder einige sozialdemokratische Abgeordnete in den Landtag zu bringen, sondern es handelt sich vor Allem darum, ob die sozialdemokratische Partei dazu mitwirken kann, dem Ueberhandnehmen der reaktionären Bestrebungen in der parlamentarischen Vertretung des ersten Bundesstaates des Reiches Einhalt zu thun.

Diese Frage möchte ich aber bejahen, und deshalb bin ich dafür, dass wir gelegentlich der nächsten Landtagswahlen jene bürgerlichen Parteien unterstützen, welche uns

durch ihre Vergangenheit eine gewisse Garantie dafür bieten, dass sie den immer greifbarer hervortretenden Reaktionsbestrebungen der Land- und Schlotjunker keine Konzessionen machen.

Diese Unterstützung stelle ich mir freilich nicht vor als eine Massenbewegung. Im Gegentheil, eine solche Massenbetheiligung an der Dreiklassenwahl mit ihrer offenen Protokollirung der Abstimmung könnte uns wunderbare Ueberraschungen gerade in der dritten Wählerklasse bereiten. Ich, der ich seit einer Reihe von Jahren Mitglied der Wahlprüfungs-Kommission bin und dort Gelegenheit hatte, die Angst der Wähler um das Wahlgeheimniss kennen zu lernen, möchte es auf eine solche Probe nicht ankommen lassen. Aber es wird auch zu einer solchen nicht kommen. Der ganze Mechanismus des preussischen Dreiklassen-Wahlsystems schliesst eine solche Massenbetheiligung von vorn herein aus.

Der zu erstrebende Zweck, dem Ueberwuchern der Reaktion durch Stärkung der linksstehenden Pateien entgegen zu wirken, lässt sich unsererseits auch erreichen, ohne dass wir es mit einem doch von vorne herein aussichtslosen Massenaufgebot versuchen. Sehen wir von der zwecklosen Demonstration der Aufstellung von Parteiwahlmännern ab, fordern wir aber gelegentlich der Wahl unsere Genossen auf, ihre Stimmen für die Wahlmänner der nichtreaktionären Parteien abzugeben, so werden sich reichlich genug Anhänger der Sozialdemokratie finden, welche diesem Rufe folgen und der Reaktion das Spiel verderben helfen werden.

Damit wäre aber der unter den gegebenen Verhältnissen zu erstrebende Zweck erreicht. Sollte dabei sich die Situation irgendwo so gestalten, dass ein Mandat für unsere Partei abfällt, so soll mir das auch recht sein. Ich halte aber diese Möglichkeit für ziemlich ausgeschlossen, auf keinen Fall darf sie bestimmend für unser Verhalten sein. Geradezu absurd erscheint mir die von einem Genossen L. A. im „Vorwärts“ erörterte Möglichkeit, für den Fall, dass uns die freisinnigen Parteien keine Mandate einräumen, dann unsere Wahlmänner von der Wahl zurückzuhalten und so den Stimm und Genossen Mandate in die Hände zu spielen. Wer so argumentirt, der vergisst den Ausgang der ganzen Bewegung in unserer Partei, nämlich die Erkenntniss, dass der immer frecher und übermüthiger werdenden Reaktion gegenüber wir aus unserer Passivität heraustreten müssen.

3: Die hier gestellten Fragen sind eine Verleitung zum Prophezeien; da ich aber keinen Beruf zum Propheten in mir verspüre, so will ich mir auch jedes weitere Eingehen auf die aufgeworfenen Fragen sparen. Nur so viel möchte ich bemerken: Ich leite meine Stellung zur Wahlbetheiligungsfrage ab aus der Situation, wie sie zur Zeit ist, ohne mich dadurch für später in irgend einer Weise zu binden. Der Versuch, den Landtag gegen den Reichstag auszuspielen, ersteren zum Hort aller reaktionären Gelüste zu machen und durch ihn das allgemeine Wahlrecht und seine Ergebnisse zu paralysiren, hat in unseren Reihen die Frage angeregt, ob wir angesichts dieser neuesten Wendung, welche durch den v. d. Recke'schen Vereinsgesetz-Entwurf auch dem blödesten Auge klar werden musste, bei unserem Kölner Beschlusse weiter beharren können. Die erste, gewissermassen impulsive Antwort aus der Gesamtpartei war ein entschiedenes Nein! Die Einsicht, dass ein Beiseitestehenbleiben bei dem nächsten Landtags-Wahlkampf unsererseits gleichbedeutend sein würde mit einer indirekten Unterstützung der Schlot- und Landjunker, griff allgemein Platz in unseren Reihen, und aus dieser Erkenntniss heraus ist auch der bekannte Aufruf der Parteileitung erfolgt, bei allen Kämpfen und Wahlen, wo es gilt die Reaktion niederzuwerfen, gegebenenfalls die Bürgerlichen zu unterstützen.

An dieser Taktik möchte ich bis auf Weiteres festgehalten wissen, und dagegen erscheint mir die später hereingeworfene Frage, ob es nicht möglich sei, bei der Gelegenheit ein paar Sozialdemokraten mit Landtags-Mandaten zu versehen, als sehr nebensächlich. In dieser Hinsicht kann unser Streben nicht sein, uns das Dreiklassen-Wahlsystem dienstbar zu machen, sondern wir müssen dahin wirken, dieses System aus der Welt zu schaffen. Dies erreichen wir aber am ehesten, wenn es durch unser Zuthun gelingt, im Landtage die sich widerstrebenden Kräfte so auszugleichen, dass sie sich gegenseitig die Waage halten. Ein gesetzgeberisch unfruchtbarer Landtag, der seine Kräfte im Parteikampf aufzehrt, wird auch der Reaktion die Wahrheit einbläuen, dass es auf die Dauer nicht geht, ein Wahlsystem beizubehalten, welches die zahlreichste Partei des Landes vom Landtag ausschliesst.

Suderode a. H., 22. Juli 1897.

Ignaz Auer.

Ich habe als das Endergebniss einer Artikelreihe der „Leipziger Volkszeitung“ meine Ansicht wie folgt dargelegt:

Fassen wir das Resultat unserer Betrachtungen zusammen, so ergibt sich folgendes: Das preussische Dreiklassenwahlsystem macht es der Sozialdemokratie unmöglich, aus eigener Kraft sozialdemokratische Kandidaten durchzubringen; eine Aussicht auf erhebliche Stärkung der Opposition durch Bethheiligung an den Wahlen ist nicht vorhanden, die bürgerliche Opposition bleibt auf eine sehr kleine Minderheit beschränkt; das Eintreten in die Wahlen brächte die Partei in eine Zwangslage, die zu Enttäuschungen und zu so verwerflicher wie unvortheilhafter Kompromisswirthschaft führen und uns nöthigen würde, für andere Parteien unsere Stimmen in die Waagschale zu werfen, auf Kosten des stark entwickelten stolzen Klassenbewusstseins; der Zweck, so die Machtstellung des Junkerthums zu erschüttern, wird nicht erreicht werden.

So sind wir der Ansicht, dass, wie die Dinge liegen, auch heute die Wahlenthaltung der einzig gangbare Weg für die Sozialdemokratie in Preussen ist.

Hinzugefügt sei, dass ich dem Vorschlage meiner Freunde Grillenberger und Vollmar, den Kölner Beschluss zu beseitigen und der Sozialdemokratie Preussens die Entscheidung in dieser Landessache zu überlassen, sympathisch gegenüberstehe.

Wird die Wahlbetheiligung beschlossen, so erscheint mir die von Auer und Meister empfohlene Methode als die praktikabelste.

Sehr nützlich wäre es, wenn vor den Verhandlungen des Hamburger Parteitages das Ergebniss der in diesem Jahre zu vollziehenden sächsischen Landtagswahlen bekannt würde. Diejenigen sächsischen Genossen, die sich für die Wahlbetheiligung unter dem Dreiklassensystem entschieden haben, werden dann die erste Probe als Exempel machen.

Leipzig, 31. Juli 1897.

Dr. Bruno Schoenlank.

Mir als Ausländer wird es schwer, ein Urtheil über eine Frage abzugeben, deren Beantwortung eine genaue Kenntniss der verschiedenen Bedingungen voraussetzt, sowie einen klaren Ueberblick über die Kräfte, die die Partei für den in Frage stehenden Kampf einsetzen können. Da es mir aber scheint, als liesse das heutige preussische Wahlrecht auch dem optimistischen Sozialisten keinerlei Hoffnung, irgend welche Erfolge, seien sie auch noch so mittelmässig, zu erringen, bin ich der Ansicht, dass wir nicht in den Wahlkampf eintreten sollten, um nicht in unfruchtbarem Ringen die Kräfte der Partei zu vergeuden. Da jeder Kampf, der im Namen unserer Partei geführt wird, einen grossen Aufwand von moralischer und finanzieller Kräfte erfordert, so ist es nothwendig, sowohl in Hinsicht auf die Propaganda als auf die positive Wirksamkeit der Partei, dass die Resultate den aufgewandten Kräften entsprechen.

Und wie es nutzlos wäre, eine Kraft auf eine Maschine anzuwenden, deren Konstruktion nicht zulässt, sie aufzunehmen und einzusetzen, so scheint es mir auch nutzlos, bei dem bestehenden Wahlrecht, das den Landtag der Partei allein verschliesst, kostbare Energie zu verbrauchen, die besser wo anders benützt werden könne.

Wenn wenigstens das wiederholte Aufstellen sozialdemokratischer Kandidaturen es vermöchte, der Regierung eine Wahlreform aufzuwingen, so erschiene freilich der Kampf zweckmässig. Aber wer macht sich darüber Illusionen? Mir scheint das wahrlich nicht der Weg, eine Wahrrechterweiterung durchzusetzen.

Auf alle Fälle halte ich es nicht für richtig, für den Kandidaten irgend einer bürgerlichen Partei einzutreten, welcher Farbe oder Schattirung er immer sei. Unsere Partei, die nur eine raison d'être hat, solange und soweit sie Klassenpartei ist, sollte sich davon überzeugen, dass alle Kompromisse nicht nur unnütz, sondern auch schädlich sind für ihre innere Festigkeit und äussere Wirksamkeit. Wie viele Parteien und wie viele Menschen, die sich liberal nannten, die theoretisch für die vollkommenste Freiheit eintraten, haben sich nicht, wenn es zur Aktion kam, der schlimmsten Reaktion in die Arme geworfen! (Die Nationalliberalen in Deutschland, Crispi!) Was will die Bourgeoisie, als ein Ganzes, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Parteiabstufungen betrachtet? Sie will das erhalten, was wir zerstören wollen. Entweder das Bürgerthum ist für uns — und wer kann das erwarten? — oder es ist wider uns und wird umsoehr wider uns sein, je mächtiger unsere Aktion, je grösser die Gefahr ist. — Ich weiss, dass Viele anders urtheilen: ich habe immer geglaubt und glaube noch heute, dass, so wie die Söldner der Verderb vieler Heere waren, die „verwandten“ Parteien der Ruin unseres Heeres sein können, das sich schon vor so vielen Nachstellungen zu hüten hat.

Genua, 1. August 1897.

Giovanni Lerda.

Wenn es ein oder zwei Wahlkreise giebt, wo es ziemlich sicher ist, dass unsere Genossen bei Betheiligung an den Landtagswahlen einen Erfolg erzielen würden, so halte ich es für erwünscht, dass hier mit aller Energie versucht wird, ein oder zwei Mandate zu erobern. Das würde genügen.

In anderen Wahlkreisen kann man, mit strenger Betonung des Klassenunterschiedes, der uns von allen Bürgerparteien trennt, den Wählern trotzdem empfehlen, die bürgerlichen Kandidaten zu wählen, welche sich verbinden, für allgemeines direktes Wahlrecht einzutreten.

Ich halte jeden Kompromiss mit den Bürgerparteien für verwerflich und bin also für bedingungsloses Eintreten für die in Betracht kommenden bürgerlichen Kandidaten. Ich sehe nicht ein, dass eine Betheiligung an den Landtagswahlen innerhalb dieser Grenzen dem Parteileben schaden würde und erwarte von der Anwesenheit unserer Genossen im Landtage eine aufklärende Wirkung in weiten Kreisen.

Wyk aan Zee, 9. August 1897.

Dirk Troelstra.

„Das Dreiklassenwahlssystem in Preussen macht es der sozialdemokratischen Partei unmöglich, sich mit Aussicht auf irgend welchen direkten Erfolg an den Landtagswahlen zu betheiligen; durch einen Kompromiss mit einer der bürgerlichen Parteien eventuell einige Mandate zu erhalten, widerstreitet der Ehre und dem Ansehen der Partei. Da jedoch die Landtagswahlen die beste Gelegenheit bieten, wirksame Agitation zu entfalten für eine Reihe der Haupt- und Grundforderungen der Arbeiterpartei, z. B. für Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts bei den Staats- und Kommunalwahlen in Preussen, Beseitigung der Gesindeordnung und aller die Koalitionsfreiheit der Arbeiter und Staatsangestellten beschränkenden Massnahmen durch Private oder Behörden, hält der sozialdemokratische Verein des zweiten Hamburger Wahlkreises es für zweckmässig, bei den kommenden Landtagswahlen diesen Forderungen Nachdruck zu verleihen durch Eintreten für solche Wahlmänner, welche bestimmt erklären, nur demjenigen Kandidaten ihre Stimme zu geben, welcher sich ausdrücklich verpflichtet, für die Durchführung obiger Forderungen im preussischen Landtage mit aller Entschiedenheit eintreten zu wollen.“

Diese Resolution wurde auch am 8. August nach einem von mir gehaltenen Vortrag von der Konferenz des sechsten schleswig-holsteinischen Wahlkreises beschlossen.

In ihr ist in Kürze mein Standpunkt zur Betheiligung an den preussischen Landtagswahlen ausgedrückt; zu meinem Bedauern bin ich mit Arbeiten so überhäuft, dass ich denselben z. Z. ausführlicher darzulegen nicht im Stande bin.

Hamburg, 12. August 1897.

A. v. Elm.

Da ich die Frage, welche Sie unter dem 5. Juli an mich richteten, für die allerwichtigste halte, die unsere Zeit stellt, so bitte ich um die Erlaubniss, meine Antwort etwas ausführlicher zu halten.

Meine politische Auffassung ist identisch mit meiner geschichtlichen: und diese ist die materialistische. Das geschichtliche, also auch das politische Geschehen, wird bedingt durch grosse Massenkräfte, nicht durch Personen. Trotz aller wichtigen Mienen und Gesten der Regierungsmänner, Parteiführer und politischen Drahtzieher bleibe ich der Ueberzeugung, dass der politische Heroenglaube eine grobe logische Verirrung ist.

Daraus ergibt sich ohne Weiteres, dass die jeweilige Regierung eines Volkes im Durchschnitt denjenigen Punkt bezeichnet, wo sich die verschiedenen einander entgegengewirkenden Kräfte sämmtlich aufheben; oder mit anderen Worten: die Regierung ist nur der Zeiger an der Waage, der abzulesen gestattet, welche Richtung augenblicklich das grösste Schwergewicht hat.

Nun hat ausgesprochenermassen in Preussen, weniger ausgesprochen im Reich, der altpreussische Grosseigenthümerstand die politische Vorherrschaft, nach meiner eben skizzirten Auffassung also die grösste relative Kraft.

Die enterbten Parteien der Linken sind geneigt, dieses Uebergewicht für ein künstliches zu halten, bedingt durch das preussische Dreiklassenwahlssystem. Ein einziger Blick auf den gegenwärtigen Reichstag sollte genügen, um zu zeigen, dass dieses Wahlssystem zwar etwas accentuirte, aber doch keineswegs grundsätzlich verschiedene Parlamente schafft, als das freie, gleiche und geheime Stimmrecht. Die Musik ist in beiden gleich, nur der Ton etwas verschieden. — Ferner aber genügt ein Rückblick auf die „Konfliktzeit“, um zu beweisen, dass das Dreiklassenwahlrecht durchaus nicht immer eine Regierangs-

majorität erzielt: hatten wir doch in Preussen von 1860—65 die schärfsten oppositionellen Majoritäten, die jede Wahl nur noch verstärkte!

Es muss also seit dieser Zeit die Agrarierpartei an Kraft gewachsen sein, d. h. an Kraft im Verhältniss zur Linken.

Nun ist aber kein Zweifel, dass seit 1860 alle äussere und innere, politische und wirtschaftliche Entwicklung dazu gedient hat, die Macht des historischen Adels zu mindern und die der Linken zu mehren. Schon die Annexionen von 1866 brachten dem preussischen Staat einen Zuwachs an Provinzen, in denen der Grossagrariere eine Seltenheit ist. Ferner hat sich in dieser Zeit Preussen zum Industriestaat entwickelt: machten 1860 die Grossbesitzer mit ihren wahlpflichtigen Hintersassen noch gegen 70 $\frac{1}{4}$ aller Einwohner Preussens aus, so ist seitdem fast der gesammte, beinahe 15 Millionen betragende Bevölkerungszuwachs der Industrie und dem Handel zugute gekommen und die gesammte Landwirtschaft umfasst nur noch ca. 43 $\frac{1}{10}$ aller Hauptberufsthätigen. Und davon ist ein enormer Theil, namentlich der Bauernstand der westlichen Provinzen, nicht konservativ-agrarisch, sondern wählt mit den Nationalliberalen, Welfen, Polen, Dänen und dem Centrum, also vorwiegend oppositionell.

Zu diesen politischen und wirtschaftlichen Verschiebungen sind psychologische gekommen, die ganz in gleichem Sinne wirken: das monarchisch-dynastische Gefühl und der kirchliche Sinn haben als nach rechts wirkende Potenzen in einem garnicht abzuschätzenden Grade an Kraft verloren.

Es hat also die Ostelbierpartei an absoluter Kraft sicherlich sehr stark verloren. Da sie dennoch das politische Uebergewicht hat, so ist das nur dadurch möglich, dass die Opposition noch viel stärker an Kraft verloren hat.

Und das ist in der That der Fall. Die Opposition bringt zu dem Spiel der politischen Kräfte so gut wie keinen nach links wirkenden Faktor hinzu, weil ihre eigene, ungeheure Kraft durch einen inneren Zwiespalt paralysirt wird. Als der „Fortschritt“ die deutschen Arbeiter höhnlisch zu seinen „geborenen Ehrenmitgliedern“ ernannte und dem genialsten Politiker seiner Zeit, Ferdinand Lassalle, den Stuhl vor die Thür setzte, unterband er nicht nur die Wurzel seiner eigenen Kraft und verurtheilte sich zum langsamen Tode, sondern besiegelte auch den dauernden Sieg der Reaktion in Preussen-Deutschland. Die Kraft der agrarischen Reaktion liegt in dem Zwiespalt zwischen bürgerlicher und sozialer Demokratie. In dem Moment, wo dieser Zwiespalt beendet sein wird, wird auch die Junkerpartei am Boden liegen und das Dreiklassenwahlsystem wird eine Opposition nach dem Dönhofsplatz senden, welche den glorreichen Kammern von 1861, 62, 63 nicht nachstehen wird.

Und dazu wird es in absehbarer Zeit kommen, der Zwiespalt wird verschwinden. Dessen ist Ihre Anfrage selbst ein untrügliches Zeugniß. Wenn sich überall in der grossen sozialdemokratischen Partei die Stimmung dafür erhebt, bei den nächsten Landtagswahlen das Prinzip der Wahlenthaltung fallen zu lassen, was ist das anders, als ein Zeichen, dass der von der agrarischen Interessenpolitik auf die anderen Volksschichten ausgeübte Druck anfängt, seine Druckwirkungen zu zeigen: Gegendruck und Schweissung! Der vierte Stand erkennt, dass denn doch in der „einen reaktionären Masse“ qualitative Unterschiede vorhanden sind. Wenn die Sozialdemokratie Neigung zeigt, mit dem Fortschritt zusammenzuarbeiten, wenn — damit der Tragödie das Satyrspiel nicht fehle — sogar die linksnationalliberale Kölnische Zeitung sich entschliesst, das Centrum als Bundesgenossen gegen die Agrardemagogie zu werben, was ist das anders als ein Zeichen, dass der Druck von aussen anfängt, die inneren Druckspannungen zwischen den verschiedenen nicht-agrarischen Klassen zu überwiegen?

Ein Jahrhundert ist eine Sekunde im Volksleben. Falls es dieses Mal nicht gelingt, die bürgerliche und die soziale Demokratie zu einem Schlachthauen zu vereinigen, so wird es das nächste oder übernächste Mal gelingen. Die Massenkräfte werden es erzwingen, so sehr sich auch die Heroen sträuben.

Und zwar erscheint mir dies aus zwei Gründen durchaus unvermeidlich:

Erstens wird der agrarische Druck, jetzt durch keine staatsmännische Leitung mehr gehemmt, sich so lange verstärken, bis es auch dem Blödesten klar geworden ist, dass alle anderen Differenzpunkte der Parteien reine Kindereien sind gegenüber den Gefahren, welche unseren politischen Errungenschaften und unserer materiellen Wohlfahrt von der ostelbischen Adelselique drohen. Alle materielle Kraftwirkung schafft sich selbst die Widerstände, an denen sie schliesslich erlischt; und so wird auch hier der Gegendruck und die innere Zusammenschweissung der bedrohten Klassen so lange wachsen, bis die Angriffskraft zu Ende ist.

Zweitens aber kann Niemand, der Augen hat zu sehen, mehr leugnen, dass die Kluft zwischen bürgerlicher und sozialer Demokratie von Tag zu Tage flacher wird. Auch hier wirken unwiderstehliche Massenströmungen, die trotz allen „Parteiheroen“ bald eine völlige Verschiebung der politischen Kräftevertheilung herbeiführen müssen.

Was trennt denn Sozialdemokratie und bürgerliche Demokratie? In der politischen Auffassung nichts! — (wir sprechen hier natürlich nicht von den Jämmerlingen, welche ihre politisch-reaktionäre Blöße mit der ehrlichen Fahne des wahren Liberalismus zu decken suchen, sondern von der entschiedenen bürgerlichen Demokratie). Soziale und bürgerliche Demokratie sind beide echte Kinder der Revolution von 1789 und unterscheiden sich in ihrer politischen Richtung garnicht.

Der Gegensatz liegt also auf wirthschaftlichem Gebiete?

Sind denn Sozialismus und Liberalismus also wirthschaftliche Gegensätze?

Es kann keinen grösseren Unsinn geben, als diese Behauptung!

Wenn man unter Sozialismus die Richtung auf eine Wirthschaftsordnung versteht, in welcher die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ausgeschlossen und eine annähernde Gleichheit des Einkommens erreicht ist, dann ist wirthschaftlicher Liberalismus und Sozialismus identisch. Die sozialdemokratischen Theoretiker wie die Bourgeois-Oekonomen verschweigen wie auf geheime Verabredung die Thatsache, dass der Katechismus des Wirthschafts-Liberalismus, die „Wealth of Nations“ von Adam Smith, das erste — an Zeit und Rang erste — Dokument des wissenschaftlichen Sozialismus ist. Von der Beseitigung aller politischen und wirthschaftlichen Hindernisse des „freien Wettbewerbes“ erwartet Smith eine vollkommene Ausgleichung aller Einkommen (Ausg. v. Loewenthal, S. 106.); das ist das Ziel des Sozialismus!

Was trennt also soziale und liberale Demokratie, wenn sie das erste Prinzip nicht trennt?

Auf der einen Seite das „Manchesterthum“, auf der anderen Seite der Kommunismus, resp. Kollektivismus!

Nun, das Manchesterthum, d. h. diejenige Richtung, welche das nackteste Ausbeuterinteresse der grossen Industrie als „Liberalismus“ ausgab, ist als Theorie im Versehen, so munter es auch noch in der Praxis blüht. Die bürgerliche Demokratie hat sich bekehrt; selbst die Vossische Zeitung betont an jeder passenden Stelle den vollzogenen Gesinnungswechsel. Die Arbeiterschutzgesetze und das Koalitionsrecht haben hier überzeugte Anhänger gewonnen. Die ganze Bourgeoisie ist „sozialisirt“, hat gelernt, das Ringen der Arbeiterklasse mit ganz anderen Augen anzusehen. Die Alten, Unentwegten sterben aus; und der ganze junge Nachwuchs ist ehrlich sozialistisch, wie er ehrlich liberal ist.

Und gerade so, wie auf der einen Seite das Manchesterthum allmählich ausstirbt, das nur ein Zerbild des wahren Liberalismus ist, so stirbt auf der anderen Seite allmählich der Kommunismus aus.

Ich bin mir wohl bewusst, mit dieser Aeusserung wieder einmal ins Wespennest der „Intelligenzen“ zu treten, welche ihren Parteikatechismus prächtig auswendig gelernt und auf jede Frage ihre Antwort parat haben. Lass sie summen! Aber ich habe keinerlei „taktische“ Rücksichten zu nehmen und scheue mich garnicht, es offen auszusprechen, dass der grösste Theil der jungen sozialdemokratischen Intelligenz zwar noch eifrige Kirchengänger des offiziell-orthodoxen Marxismus, aber im Herzen böse Ketzler sind. Den Eingeweihten sage ich nichts Neues; wir hoffen alle den Tag zu erleben, wo der Kommunismus als Programm-Punkt ebenso in die Versenkung verschwindet wie das „eherne Lohngesetz“. Wir sehen Alle die Zeichen zu deuten. Wenn eine ältere Generation abgetreten sein wird, dann wird auch die „Masse“ für diese Aenderung der Richtung „reif sein“.

Der Kommunismus muss fallen! Ganz abgesehen davon, dass die marxistische Theorie wissenschaftlich durchaus nicht mehr haltbar ist, erweist sie sich neuerdings als ein parteitaktisches Hinderniss schlimmster Art. Wenn die Partei zu ausschlaggebendem Einfluss kommen soll, muss sie in die ländlichen Wahlkreise eindringen. Sie kommt nicht von der Stelle, wenn sie nur, wie bisher, mit den Industriestädten mitwächst. Aber mit dem Kommunismus ist ein Agrarprogramm unmöglich. An diesem Dilemma wird die Partei zerbrechen oder der Kommunismus vergehen.

Was ist eigentlich der Kommunismus? Selbstzweck oder Mittel? Nichts als ein Mittel! Er allein soll zum Ziele führen können, zur sozialen Gesellschaft, sagt Marx! Nun, der Augenblick des „grossen Kladderadatsches“ rückt immer ferner, eine echte Fata Morgana. Wenn gewartet werden soll, bis die kapitalistische Gesellschaft als eine

ad maximum gesteigerte Quantität in eine neue Qualität umschlägt, bis „zwei Verneinungen eine Bejahung“ ausmachen, du lieber Gott! Dann können die Urenkel unserer Urenkel noch auf die Erlösung warten.

Was ist der Kommunismus als volkswirtschaftliche Theorie? Nichts als die Dogma gewordene Verzweiflung an dem Segen der „freien Konkurrenz“. Und diese Verzweiflung ist unberechtigt. Ich habe in meiner „Siedlungsgenossenschaft“ den statistisch-induktiven Nachweis geführt, dass die gesammte soziale Noth auf eine einzige Institution zurückgeführt werden muss, auf das agrarische Grossgrundeigenthum. Der Zusammenhang ist einfach folgender: Das Grossgrundeigenthum stösst seinen Nachwuchs aus in zwei Strömen, der transatlantischen Auswanderung und der binnenländischen Abwanderung. Die Auswanderung brachte die agrarische Sozialnoth, da sie in plötzlicher ungeheurer Expansion des Ackerbaus ganze neue Welttheile dem Pflug unterwarf und durch ein Ueberangebot von Korn die Preise plötzlich niederdrückte. Die inländische Abwanderung bringt die industrielle Sozialnoth, indem sie die Produktionskraft der Industrie in plötzlicher ungeheurer Expansion viel stärker vermehrt, als die Kaufkraft ihrer ländlichen Konsumenten (Krisen) und indem sie immer noch mehr Arbeitskräfte auf den Markt wirft, als die Industrie aufnehmen kann, und so durch ein Ueberangebot von Arbeitskräften den Preis derselben, den Lohn niederhält. (Pauperismus).

Ich kann hier auf das Nähere nicht eingehen, kann nur sagen, dass Max Weber, der schärfste und unabhängigste Kopf unter unseren Nationalökonomern vom Fach, gleichzeitig und unabhängig von mir, dieselben Anschauungen entwickelt hat.

Ich hoffe noch vor Ende dieses Jahres ein neues Werk der Oeffentlichkeit übergeben zu können, in welchem ich meine These, dass das agrarische Grossgrundeigenthum der einzige Störenfried unserer Wirthschaft ist, noch mit den beiden anderen Methoden der Nationalökonomie beweisen werde, der deduktiven und der historischen. Ich werde zeigen, dass sich aus der Smith'schen Naturlehre der „freien Konkurrenz“ rein logisch deduziren lässt, dass in einer Gesellschaft mit Grossgrundbesitz und Freizügigkeit nicht die „Harmonie aller Interessen“, sondern genau diejenige Disharmonie aller Interessen sich entwickeln muss, welche wir als die „soziale Frage“ bezeichnen, und hoffe, mit diesem Nachweis die Theorie wieder zu Ehren zu bringen. Und ich werde ferner historisch nachweisen, dass wir in Deutschland eine Zeit von fast vierhundert Jahren durchgemacht haben, in welcher thatsächlich kein Grossgrundbesitz existirte, und in welcher infolgedessen auch nicht die Spur einer wirthschaftlichen Ausbeutung, einer wirthschaftlichen Klassenbildung, einer kapitalistischen Entartung aufzufinden ist. Es ist dies die Zeit von ca. 950 bis ca. 1350. Von da an entwickelte sich der moderne Grossgrundbesitz und mit ihm — die soziale Frage.

Nach meiner Auffassung ist also auch vom wirthschaftlichen Standpunkt *das Grossgrundeigenthum der einzige Feind*, eine wundervolle Bestätigung für das allgemeine Gesetz der materialistischen Geschichtsauffassung! Nicht ihre intellektuelle Rückständigkeit, nicht ihre Raffsucht und Brutalität macht die Adelsklique zu unserem politischen Bedränger, sondern ihre Eigenschaft als Grossgrundbesitzer macht sie dazu. Weil sie ihre wirthschaftliche Stellung behaupten müssen, müssen sie versuchen, das Volk politisch zu knechten.

Von diesem theoretischen Standpunkt aus giebt es für mich nur einen einzigen Gegner und nur ein einziges Ziel: Vernichtung des Grossgrundbesitzes! Oder vielmehr Beschleunigung des Untergangs des Grossgrundbesitzes! Denn zu Grunde gehen wird er auch ohnehin in Deutschland, wie er schon in England eine Last statt eines Vermögens zu werden beginnt; nur dass die deutschen Gutsbesitzer, deren gesammtes und einziges Vermögen zumeist ihr verhältnissmässig kleiner Grundbesitz ist, der Krise nicht werden widerstehen können, welche den englischen Magnaten kaum trifft, der nebenher noch Millionen in Bergwerken, Industriepapieren und städtischem Grundbesitz sein eigen nennt. Der deutsche Grossgrundbesitz wird sich genau nach denselben Gesetzen aus dem Wirthschaftskörper eliminiren, wie sich ein Eisensplitter aus der Fingerspitze eliminirt; und der ganze Aufruhr, den wir jetzt erleben, ist nichts weiter, als der Todeskampf des mit der Freizügigkeit unmöglich gewordenen Grossgrundeigenthums.

Dieser Todeskampf ist mit dem Augenblick entschieden, wo das preussisch-deutsche Volk es ablehnt, noch weiter die bankerotten Existenzen aus dem allgemeinen Staatsäckel mit Kornzöllen und Spiritusliebesgaben, mit Zuckerprämien und Steuerentlastung über Wasser zu halten. Dazu brauchen wir ein oppositionelles Parlament in Preussen.

Dieses notwendige Parlament können wir nur erhalten, wenn wir die Verhältnisse wiederherstellen können, welche wir 1860 — 1865 hatten, eine geschlossene Linke, deren

Gesamtkraft, durch keine innere Reibung geschwächt, als übermächtiger Faktor in das Parallelogramm der politisch-wirksamen Kräfte eintritt. Was diesem Ziele näher führen kann, und wäre es vorerst nur statt echter Verbrüderung ein kühles Verstandesbündniß für den Zweck des Wahlkampfes, würde ich als das erste Morgenroth des Erlösungstages begrüßen.

Ich komme zu meinen Schlussfolgerungen.

1. Weil ich: a) das agrarische Grossgrundeigenthum für das einzige Hinderniß des vollen wirthschaftlichen und politischen Gleichgewichtes, des sozialen Staates, zu halten berechtigt bin; b) weil ich jeden, auch den geringsten Fortschritt in der Richtung für segensreich halte, welcher in der sozialen und der bürgerlichen Demokratie das Gefühl ihrer nahen Verwandtschaft erweckt, auf der einen Seite das Manchesterthum, auf der anderen Seite den Kommunismus zurückdrängt, und der Möglichkeit einer schliesslichen Vereinigung zur sozialliberalen Partei der Zukunft näher führt: deswegen bejahe ich Ihre erste Frage ohne Rückhalt. Ich halte eine Betheiligung der sozialdemokratischen Partei an den preussischen Landtagswahlen nicht nur für erwünscht, sondern für unumgänglich nothwendig.

2. Ich halte die Art und Weise, wie diese Betheiligung ausgeführt wird, für gänzlich indifferent. Wenn ich es auch mit der grössten Freude begrüßen würde, wenn einige sozialdemokratische Abgeordnete in der Hochburg des Junkerthums die schärfste Tonart vertreten könnten, so bin ich doch der Meinung, dass die Bewilligung eigener Kandidaten durch die unterstützten Parteien nirgends zur Bedingung gemacht werden sollte. Bedingungsloses Eintreten für jeden Kandidaten, welcher Widerstand gegen die Knebelungs- und Liebesgabenpolitik verspricht! Ob man eigene, sozialdemokratische Wahlmänner aufstellen soll, darüber möchte ich mir kein Urtheil gestatten. Es hat seine Vortheile, weil damit eine stärkere Betheiligung der Sozialdemokraten erzielt werden würde, ein Vortheil, der jedoch nicht allzuschwer wiegt, da in den in Frage kommenden Wahlkreisen in der dritten Wählerklasse ohnehin die verbündeten Parteien meist den unbestrittenen Sieg haben werden. Dem steht der Finanzpunkt und die Möglichkeit gegenüber, dass die Wahlmännerwahl Verbitterung schafft und dass die sozialdemokratischen Führer in die Versuchung gerathen, mit den Wahlmännerstimmen, über welche sie verfügen, politische Geschäfte zu machen. Wo es möglich ist, würde ich gemeinsame Wahlmänner mit einer gemeinsamen Kandidatenliste, auf der womöglich eine sozialdemokratische Autorität sich befindet, für das — nicht unerreichbare — Ideal halten.

3. Als Folgen des Wahlbündnisses erhoffe ich: a) ein Abgeordnetenhaus wie aus der Konfliktzeit mit einer enormen und entschlossenen Majorität, politische und wirthschaftliche Vernichtung des Junkerthums durch Sperrung der Liebesgaben, Konflikt und Sieg der Opposition; b) das Dreiklassenwahlsystem wird davon nicht unmittelbar berührt werden, da die Regierung es nicht sofort ändern wird. Nach dem Dargelegten ist es aber auch ziemlich gleichgiltig. Die Sozialdemokratie wird freilich im Landtage auch späterhin nur sporadisch vertreten sein; aber sie wird dafür im Reichstage um so stärker sein; c) für das Parteileben eine Annäherung der bürgerlichen und der sozialen Demokratie, welche zunächst zu einem Zweckbündniß auch für die Reichstagswahlen, namentlich Stichwahlen! und allmählich, nach Ausscheidung des Kommunismus aus dem Parteiprogramm (er steht übrigens garnicht darin: „Produktion für und durch die Gesellschaft“ ist auch in der freien Genossenschaftswirtschaft möglich) eine volle Verschmelzung der feindlichen Bruderparteien zu einer grossen, unwiderstehlichen Masse, der sozialliberalen Partei führen würde!

Diese Partei würde ein brauchbares Agrarprogramm aufstellen und den Junkern die östlichen Wahlkreise mühelos entreissen können. Das wäre der Sieg des sozialen und demokratischen Gedankens auf der ganzen Linie und endgiltige Vernichtung des Mittelalters in Deutschland. Schon das blosse Zahlenverhältniß zeigt, dass in dieser neuen Partei das intelligente Proletariat die Führung haben müsste — nur freilich würde es nach dem Untergang des Grossgrundeigenthums nicht mehr lange „Proletariat“ sein.

Berlin - Grunewald.

Dr. Franz Oppenheimer.

* * *

Der geehrten Redaktion der Sozialistischen Monatshefte zu Berlin bechre ich mich auf das gefl. Zirkular vom 5. d. M. ganz ergebenst zu erwidern, dass ich es zunächst nicht für zweckmässig halte, in eine Diskussion über eine Frage, in welcher Ihre Parteinossen die Entscheidung haben, einzugreifen. Alles, was für und gegen eine Betheiligung bei den Landtagswahlen gesagt werden kann, ist in Ihren eigenen Reihen bereits zum Ausdruck gebracht worden.

Zoppot, 28. Juli 1897.

Rickert.

Wie es geht.

Von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

(Berlin).

Wir trafen uns im Coupé: „Lange nicht gesehen!“ —

„Wahrhaftig, seit Jahren nicht! Was machen Sie denn jetzt?“ —

„Komme von Magdeburg.“ —

Und damit ging die gewöhnliche Unterhaltung an, das Abfragen dieses Erlebnisses, das Geschwätz über jenen gemeinsamen Bekannten Aber nein! Er wurde offener. Gegen mich werden die Menschen immer offener . . . Er erzählte mir den Grund seiner Reise — es war wirklich ein Grund!

„Ich besuchte nämlich meine Verfllossene“ hub er an, mit jenem bekannten, arroganten Lächeln, das zur Bestätigung des Gehörten in ähnlicher Weise aufzufordern schien. „Kommt Ihnen wohl komisch vor?“ setzte er schnell hinzu, um sich den Faden des Gesprächs nicht entgehen zu lassen. „Missliche Sache, alte Geschichten wieder aufzuwärmen! Sehr unvorsichtig! Was? Aber wie die Sachen einmal liegen — man ist doch schliesslich auch ein Mensch.“ —

„Sehr gewiss,“ gab ich zur Antwort.

Er schwieg. Wohl um mich zu spannen. Oder er schien zu erwarten, dass ich nun weiter fragte, so dass ich, als höflicher Mann, fortfuhr: „Haben Sie diese Bekanntschaft in Ihrer Garnison gemacht? Sie stehen doch nicht in Magdeburg, wenn ich nicht irre. Oder sollten Sie“ —

„War auf sechs Monate auf Festung kommandirt,“ fiel er rasch ein, „um meine Kenntnisse als Maulwurf zu erweitern . . . Sie verstehen? Duellgeschichte. Musste einen Anderen fordern, der mich im Rausch beschimpft hatte. Fatal — was?“ —

„Und da lernten Sie das Mädchen kennen?“ — fragt' ich, um ihm weiter zu helfen.

„Ja, bald. Sie war Schauspielerin dort — bildhübsche Person. Wurde ausgehalten von einem — na, Reserveoffizier war er. Civilstellung hab' ich vergessen. Jedenfalls war er sehr wohlhabend. Gab dem Mädcl 'monatliche Zulage', hatte ihr auch die Wohnung comme il faut eingerichtet — ich sage Ihnen, grossartig! Und erst die seidnen Kleider und Wäschestücke! Strümpfe — so lang, und so weiter . . . Schämte mich ordentlich vor ihr mit meinen Sachen. Kolossal verwöhnt.“ —

„Und doch,“ erwiderte ich kopfschüttelnd, „wurde sie ihrem Erhalter untreu?“ —

„Gleich vom Fleck weg verschossen,“ sagte er stolz. „Die andere Geschichte war ihr wohl langweilig geworden, war wohl auch mehr ‚Konvenienz-Ehe‘ und ‚Altersversorgung‘ als Vergnügen für sie. Ich behandelte sie ausgezeichnet — das war ihr wohl auch was Neues . . . Na, und dann muss ich doch wohl grossen Eindruck auf sie gemacht haben. Kurzum, herrliche Zeit mit ihr verlebt“ Die Geschichte schien alltäglich. Ich hatte dergleichen oft ansehen und auch anhören müssen — man rühmt sich unter Kavaliern gern seiner Abenteuer.

„Erzählen Sie doch weiter,“ bat ich in mechanischer Höflichkeit.

„Die Sache geht sehr traurig weiter“ sagte er kalt. „Der ‚Freund‘ kam hinter die ganze Geschichte und liess das Frauenzimmer im Stich. Da hatte ich sie denn allein auf dem Halse. Sehr fatal — was?“ — Ich konnte nur mühsam an mich halten. „Aber doch noch verhältnissmässig günstig,“ fuhr er unvermittelt fort. „Denken Sie doch mal, wenn der Kerl die Sache ernst genommen hätte! Ein neues Duell, und noch dazu wegen eines Frauenzimmers, hätte ein schlechtes Licht auf mich geworfen — viel eher als aus dem anderen Grunde. . . .“ —

Ich weiss nicht, ob es bloß aus Höflichkeit geschah, aber ich fragte schnell: „Hätten Sie sich denn wegen eines Frauenzimmers geschossen?“ —

„O!“ fuhr er auf, „Die war schon eine Kugel werth! Die Mutter war aus guter Familie, von . . . na, der Name ist mir augenblicklich nicht geläufig, thut ja auch nichts zur Sache. Der ‚Vater‘ war Offizier gewesen, später hoher Beamter — stattlicher Mann. Die Kleine hatte nämlich die Bilder der Beiden zu Hause. War sehr stolz darauf.“ —

Die Sache schien doch bedeutend und traurig zu sein. „Also aus Mittellosigkeit ging sie zur Bühne, wenn ich recht verstehe?“ fragte ich. „Oder . . .“ —

„Nein, Sie verstehen falsch,“ entgegnete er. —

„Aber wie denn?“ —

„Mon dieu,“ sagte er, „die Sache wird gewesen sein, wie sie meist ist. Die Mutter wird sich von dem Offizier haben verführen lassen und ist dann irgendwo verschwunden. Man kennt das ja. Was aus ihr geworden ist, hab’ ich nie erfahren. Die Kleine sprach nicht gern darüber, war darin sehr feinfühlig. . . .“ —

Wie er das Alles erzählte! Als ob es ein Abschnitt aus der Felddienst-Ordnung wäre! Ich konnte einen verächtlichen Blick nicht unterdrücken, und mein Gegenüber fing ihn auf. Ob er ahnte, was sich in mir regte? Mir gegenüber fühlen die Leute so leicht ihr schlechtes Gewissen, mich als ihr schlechtes Gewissen. . . .

„Wollen Sie nicht eine Cigarre haben?“ fuhr er fort. „Zur Aufheiterung. Sie sehen ja aus wie drei Tage Regenwetter — und ich habe Ihnen doch kaum die halbe Geschichte erzählt.“ —

„Die halbe kaum?“ fuhr ich auf. —

„Mein Gott!“ gab er zurück, „Sie thun ja fast, als hätten wir die Rollen getauscht — so sind Sie bei der Sache.“

„Mir,“ sagte ich, „mir schnürt es immer das Herz zu, wenn ich solch brutale Vergeudung, solch gewissenlose Zerstörung eines jungen, blühenden Lebens sehe oder höre. Sehen Sie diese blühende Gegend, durch die wir hier fahren. Diesen glatten Fluss mit seinen fetten Triften, diese reichen Felder, diess ganze schwellende, athmende Sommerglück, soweit das Auge reicht — und wie weit reicht es! Wie weite, sonnige Fernen öffnen sich dem Blick! Wenn dies Alles plötzlich verwüstet würde, der Strom überträte, die Dörfer und Kornfelder in Flammen aufstiegen und der Wind wüste Wolken von Rauch und Staub aufwirbelte — würden Sie da nicht traurig sein? Oder den Menschen hassen, dessen Hände Schuld daran hätten? Wie vielmehr, wenn. . .“ —

„Ach, Sie werden sentimental,“ sagte er blasirt und griff nach der Reise-
flasche über seinem Kopf, um sich zu erfrischen. „Die Mädels sind nun mal
in der Lage . . .“ —

„Ja,“ sagte ich empört, „nachdem man sie hereingebracht hat.“ —

„Wissen Sie,“ gab er spitz und höhnisch zurück, „solche moralischen
Anwandlungen kommen immer erst, wenn es zu spät ist. Vorher überlegt sich
das Keiner — wäre auch ein nettes Waschweib, wer sich deshalb seine Passion
versagte — zu Gunsten seines Nachfolgers . . .“ —

„Dennach,“ sagte ich zornroth, „wäre ja jedes Mädchen, hinter dem
nicht Vater oder Bruder mit Pistolen stehen, die vogelfreie Beute jeder Begierde,
und man thäte gut, wenn man in seinem Besitz gelangt, es so bald und
gründlich auszubeuten, als es angeht.“ —

„Ganz gewiss,“ höhnte er. „Oder verlangen Sie etwa das Gegentheil?
Abschied nehmen und so'n Fraucnzimmer heirathen — was? Damit sie einem
nach vierzehn Tagen mit einem Andren betrügt . . . Oder was sollt' ich in
meinem Falle anders thun? Mir alle Monate von meinen paar Kröten drei
Groschen abknapsen? Die hätten den Kohl auch nicht fett gemacht.“ —

„Mein Gott,“ sagte ich ängstlich, „was ist denn aber aus dem unglück-
lichen Mädchen geworden? Unerfahren, verwöhnt, verliebt — und nun
plötzlich in bittere Armuth versetzt . . .“ —

„Mein Gott!“ entgegnete er karrikirend, „ich musste sie eben sitzen
lassen; sie war auf den Meistbietenden angewiesen und wird wohl von Hand
zu Hand gegangen sein. Treugeblieben ist sie jedenfalls nur dem Suff . . .“ —

„Soweit“ — wollte ich entgegnen, aber er fiel mir in's Wort:

„Ist doch garnicht erstaunlich, dass sie aus Verzweiflung über mein
Fortgehen und die ungewohnte Armuth zur Flasche griff. Ist doch immer noch
das Schlauste, seinen Gram in Sekt zu ersäufen. Nicht wahr . . .? Allerdings,
setzte er trocken hinzu, wurde sie desshalb wegen lüderlichen Lebens vom
Theater weggejagt und kam in der Folge ganz auf den Hund — wollte sagen,
an den Suff. Am Ende hat sich dann noch einer von ihren ‚Freunden‘ ihrer
erbarmt und sie in's Krankenhaus gebracht — weil sie's Delirium kriegte . . .
Sie kann also noch verhältnissmässig zufrieden sein . . .“ —

Verhältnissmässig zufrieden! Kaum ertrag ich mehr diesen Ton dia-
bolischer Kälte! Aber ich wollte Alles wissen! „Und nun?“ fragte ich schnell. —

„Nun hat das Weibsbild, bei dem sie jetzt in Pflege ist, mich mit Briefen
bombardirt, ich sollte sie doch mal besuchen kommen. In ihren Träumen —
und auch sonst — spräche sie immer von mir und rief mich bei Namen —
da würde sie mein Erscheinen wohl beruhigen.“ Na, wie gesagt, ich liess mich
breitschlagen — leider! Ich wollte, ich hätt' es nicht gethan! Ich sage Ihnen,
wie das Weib aussah! Wenn man sie früher kannte — und nun! Bleich,
vergrämt, Runzeln im Gesicht, graue Haare, die Augen matt und blöde, die Figur ganz
eingefallen! Wetter noch mal! Ich hatte ordentlich Mühe, wieder zur Ruhe zu
kommen! Rathen Sie mal, was für ein Gewaltmittel ich dazu nöthig hatte?“ —

Mir entging der letzte Peitschenhieb gänzlich, so schauerlich deutlich standen
die Bilder dieses doppelten Schelmenstücks vor mir. Er aber fuhr ungefragt fort:

„Ich habe mir gestern Abend zwei kleine Mädchen aufgegabelt, die eine
fünfzehn, die ältere neunzehn Jahre — die haben mich dann wieder auf-
geheitert . . .“

Diese Worte drangen dann doch an mein Ohr. Sie versteinerten mich förmlich. Sprachlos starrte ich diesen Menschen an, der mit gelassenster Miene eben seine Reiseflasche verschloss. Ich wollte aufspringen und ihn schütteln, nach ihm schlagen Ekel! Ekel! Ich tappte nach dem Fenster. Luft! Da — ein Pfiff der Zug fuhr in eine grosse Station ein. Ich sah, wie mein Gegenüber nach seinen Reise-Effekten griff und mit nachlässigem Grusse sich entfernte:

„Bedaure, Ihnen mit der dummen Geschichte soviel Kopferbrechens gemacht zu haben. Hoffentlich werden Sie's bald vergessen“

Ja! Ich werd' es bald vergessen sehr bald!

Rundschau.

KUNST.

Deutsche Ausstellungen 1897. Das hervorstechendste Ergebniss der drei grossen deutschen Kunstausstellungen dieses Jahres, der beiden internationalen zu München und Dresden und der „nationalen“ zu Berlin, ist das siegreiche Vordringen der dekorativen Kunst in Deutschland. Nicht nur dass in den beiden ersteren diesem Gebiete ein grosser Raum zugestanden wurde und eine stärkere Betheiligung der deutschen Künstler sich bemerkbar machte, auch in der ganzen Anordnung der Ausstellung, in der Ausstattung der einzelnen Räume wie in der Vertheilung der Kunstwerke wurde das Bestreben ersichtlich, etwas künstlerisch Abgerundetes, in allen Theilen Harmonirendes dem Auge zu bieten. Weitaus an erster Stelle stand darin Dresden, das zum ersten Male eine internationale Ausstellung veranstaltet hatte. Bedeutende Künstler hatten planmässig zusammengearbeitet, eine vortreffliche Auswahl moderner Kunstwerke in würdiger Aufstellung vorzuführen. Zum ersten Male waren hier vollständige moderne französische Zimmereinrichtungen ausgestellt. Der Pariser Salon l'Art Nouveau hatte sie herstellen lassen. Durch wundervolle Gesamtwirkung ragten besonders hervor ein Zimmer mit kräftig gelbem Grundton und Wanddekorationen, die mit einem starken Blau als Hauptton dazu lebhaft kontrastirten, von Besnard (Paris), ein Wohnzimmer von Isaac (Brüssel) in gedämpftem Blaugrau mit einem schmalen Wandfries in Rothgrau und ein grosser, in lebhafteren, bunteren Farben gehaltener Salon de Repos von Van de Velde (Brüssel). Das Prinzip dieser Einrichtungen war klar: an die Stelle der verzettelten Wirkungen durch einzelne, gefällige Details trat eine einheitliche Farbenharmonie als

Hauptfaktor der Wirkung. Nur an den Wänden und in den Stoffen der Vorhänge, Sophas u. s. w. fanden sich stärkere Variationen; Fussboden und Decke hatten eine gleichartige, mit dem Grundton des Zimmers übereinstimmende Färbung. Bei dieser starken Betonung einer einzigen Farbe muss die Wirkung sehr einheitlich und suggestiv sein und den für Farbenwerthe empfänglichen Betrachter stark beeinflussen. Und in der That kann man sich kaum der aufheiternden Kraft des glänzend gelben Tones von Besnard oder der ernsteren, zu stillem Träumen einladenden Färbung, die Isaac seinem Zimmer gegeben hat, entziehen.

Auch die Möbel werden eigens für eine bestimmte Umgebung entworfen und deren Charakter untergeordnet. Die in Dresden ausgestellten waren fast alle von Van de Velde gezeichnet. Anpassung an den Gebrauchszweck ist deutlich als der oberste Grundsatz bei ihrem Entwurf zu erkennen. Die Konstruktionen sind ganz einfach und möglichst praktisch, auf den ersten Blick gegenüber den Möbeln der früheren Jahre geradezu puritanisch. Ihren Schmuck haben sie nur in der edlen Führung der Linien und etwa in der Einlage prächtig gezeichneter Metallornamente (meist Kupfer in Cedernholz). Die Linien vermeiden jeden überflüssigen, pomphaften Schwung, sind aber in ihren leichten Biegungen doch von einer merkwürdigen Kraft und Energie.

Daneben zeigte die Dresdener Kunstausstellung auch die modernen Bestrebungen in der künstlerischen Behandlung des Glases und des Thons in charakteristischen Proben.

Die Auswahl der Kunstwerke, die die Dresdener zusammengebracht hatten, war eine hervorragend gute. Sie trug ein entschieden modernes Gepräge und bot einen vorzüglichen Ueberblick über alle die ver-

schiedenen Tendenzen, die in der modernen Kunst lebendig sind. Ja, die Dresdener Ausstellungsleiter hatten sogar Künstler heranzuziehen vermocht, die sonst kaum in grossen Ausstellungen zu finden sind. Der Franzose Degas war z. B. mit fünf, Claude Monet mit drei Bildern vertreten. Ein bisschen Philister steckt den Deutschen aber doch wie es scheint naturnothwendig im Blute. Den grossen Renoir hatte man aufgefördert Bilder zu schicken, und nachdem eine Kollektion zusammengebracht war, hatte man ihn abgewiesen, weil er den Dresdenern doch — zu modern sei. Wahrscheinlich aus demselben Grunde waren die Pastelle von Degas „todtgehängt“. Es ist schmerzlich, dass das in einer deutschen, von Künstlern sonst in rein künstlerischem Sinne geleiteten Ausstellung vorkommen konnte, darf aber doch nicht verschwiegen werden, weil es nicht zufällig ist.

Eine Reihe von Werken war schon von früher her bekannt, aber da es Meisterwerke waren, so sah man sie gern wieder. Andererseits hatte man Manches, vor allem die so viel gerühmte belgische Plastik noch nie in solcher Vollständigkeit in Deutschland gesehen. Der eine Constantin Meunier füllte mit seinen Bergleuten einen ganzen Saal. Ueberhaupt war die Plastik so stark herangezogen, wie es sonst nicht zu geschehen pflegt, und man hatte sie so aufzustellen verstanden, dass jedes einzelne Werk voll zur Geltung kam. Die grosse Halle bot einen stimmungsvollen Hintergrund. Das Licht war durch lichtgrüne Gaze fein abgedämpft und legte sich mit wundervollem Ton über die weissen Wände und die dichten tiefgrünen Gebüsch, zwischen denen die weissen Skulpturen vertheilt standen. Aus einem kleinen Brunnen sprudelte das Wasser in einen Bassin und verbreitete wohlthuende Kühle. Eine prächtige Dekoration schloss den Raum nach hinten ab. — Ueberall zeigte sich derselbe feine Geschmack, der, wenn auch sonst mit geringeren Mitteln, stets den Werken die günstigste Stellung und dem Auge eine abgerundete Wirkung zu geben suchte. —

Ebenso haben die Künstler Münchens in diesem Jahre bedeutend grössere Anstrengungen in der Ausstattung des Glaspalastes gemacht. Man kann aber nicht sagen, dass sie es mit gleichem Erfolg gethan hätten. Die Räume waren zum Theil sehr feierlich, mit grossem Aufwand decorirt, aber auch sehr antik. Lenbach hatte den Hauptantheil an dieser Arbeit und ganz seinem Sinne entsprechend die Säle im Renaissancestil geschmückt. Rafaelische

Teppiche an den Wänden, kostbare alte Decken und Möbel, Säulen mit Rundbogen waren die Hauptstücke darin, Alles mit erlesenem Geschmack angeordnet, aber mehr im Sinne eines Kunstliebhabers als des schaffenden Künstlers.

Die Münchener Künstlerchaft hatte sich vor der Ausstellung in drei Gruppen gesondert, die alle drei eigene Räume im Glaspalast einnahmen. Aus der Gruppe der Alten, der Münchener Kunstgenossenschaft, war wieder eine Reihe von Künstlern ausgetreten und hatte sich unter dem Namen „Luitpoldgruppe“ selbständig konstituiert. Mit ihnen waren gerade die tüchtigen Künstler, die bei der ersten Sezession noch zurückgeblieben waren, ausgeschieden. In den Räumen der Alten sah es nunmehr trostlos aus. Lenbach steht als Einziger in seltener Vereinsamung unter ihnen — es wäre ohne Kenntniss seines Charakters einfach nicht zu verstehen, wie er in diese Gesellschaft kommt. Oedeste Witze, Anekdoten, Schauergeschichten und sentimentale Rührstücke folgen in stereotyper Abwechslung; und findet man einmal ein kräftiges Bild darunter, dann kann man sicher sein, dass es von keinem Münchener, sondern von einem der auswärtigen Mitglieder stammt.

Die Luitpolder sind eine geradezu klassische Vereinigung derer vom gesunden Mittelmass. Tüchtige handwerkliche Fähigkeiten, ruhiges, selbstsicheres Streben, ab und zu ein Anklängen modernster Regungen, das ist das Charakteristische an ihnen. Natürlich kommen auch sie ohne einen gehörigen Zusatz Sentimentalität nicht aus — Echter und Firtle gehören zu ihnen.

Die Vorwärtsdrängenden sind noch immer die Sezessionisten. Sie haben nicht kapitulirt, als sie wieder in den Glaspalast einzogen; sie sind ruhiger geworden, aber um die reine Kunst ist's ihnen noch immer ernst. Es ist ein Zeichen ihres tiefen Verstehens der modernen Entwicklung, dass einzelne von ihnen sich mit grossem Ernst der dekorativen Kunst gewidmet haben. Zwei Kabinette waren dieser allein eingeräumt. Neben den französischen Gläsern erregten vor allem die Anfänge eines deutschen Kunstgewerbes Interesse. Eckmanns, Obrists, Köppings Arbeiten waren bekannt. Zu ihnen gesellen sich Hans Eduard von Berlepsch, Richard Riemerschmid u. A. Die Sachen des Ersteren, vorzüglich Möbel, scheinen allerdings völlig verfehlt. Man erkennt den guten Theoretiker, der weiss, wie es gemacht werden müsste, — die Behandlung des Materials im Einzelnen zeigt das — dem aber die Ausführung nicht gelingt. Die Konstruktion eines Schreib-

tisches z. B. ist durchaus unübersichtlich, ermangelt jedes einheitlichen Zuges, ist vielmehr aus Theilchen und Theilchen zusammengesetzt und mit Einzelheiten überladen. Es ist als ob der Künstler hätte zeigen wollen, wie viele technische Verfahren er kennt. — Geradezu ein Muster einfacher und klarer Gestaltung aber war ein Büffet Riemerschmid's, der auch in dekorativen Wandgemälden eine entschiedene Begabung gerade für dieses Feld bewies.

Das Ausland hatte, wie immer, vorzügliche Sammlungen geschickt; dagegen war die „retrospektive Ausstellung“ nicht besonders reichhaltig, zeigte indess doch auch einige bezeichnende Proben aus den Anfängen der modernen Malerei. —

Die Berliner „nationale“ Ausstellung wird allgemein und mit Recht als missglückt bezeichnet. Sie giebt nicht einmal einen vollständigen Ueberblick über das deutsche Schaffen in der Gegenwart. Künstler, die nie fehlen dürften in einer deutschen Ausstellung, sind nicht vertreten. Das Ereigniss ist diesmal der Liebermann-Saal, der eine grosse Reihe von Werken aus allen Schaffens-Perioden des Künstlers enthält und durch sein vornehmes Arrangement nur allzustark von den übrigen absticht. Die Karlsruher Künstler sind ebenso vollständig wie im Vorjahre erschienen und befestigen den Ruf, den sie seit dem Vorjahre genossen.

Es sind aber Anzeichen dafür vorhanden, dass Berlin doch noch einmal allen anderen deutschen Kunststädten den Rang ablaufen wird. Unter den jetzt werdenden sind Künstler, denen unter den Münchener Jungen keiner gleichkommt. Melchior Lechter ist nicht vertreten; er hat nur das etwas seltsame Plakat für die Ausstellung gezeichnet. Dagegen haben Ernst Heilemann und Karl Ziegler Bilder gesandt, die zu den grössten Hoffnungen berechtigen. Heilemanns Bildniss des Komikers Liedke-Carlson ist ein wenig Spektakelstück, aber mit ausserordentlicher Technik heruntergemalt. Ernster, ein wunderbares Bild voll feinsten Psychologie und mit köstlichen Farben ist das Bildniss eines kleinen Knaben. Die souveräne Leichtigkeit der Pinselführung, das unbekümmerte, sichere Darauflosgehen zeigen einen künftigen Meister. — Karl Ziegler ist noch sehr von den Engländern beeinflusst, beweist dabei aber eine ausserordentliche Kraft in einem Damenbildniss und einer Sommerscene mit badenden Jungen. Es ist wohl sicher, dass er bald einen selbständigen Stil entwickeln wird.

Von einem bisher nicht bekannten Düsseldorf'er A. Frische wurde eine Büste

Heinrich Heine's geschickt, die den Dichter als Jüngling mit überwältigender Kraft der Analyse darstellt. Tiefer ist das Problem, das Heine bietet, nie gefasst, genialer der Zwiespalt in seinem Charakter nie dargestellt. O. K.

B U E C H E R.

Jules Huret: *Enquête sur la Question Sociale en Europe*. XXIV. u. 372 S. Paris, 1897; Perrin éditeur.

Im Jahre 1892 veröffentlichte J. Huret im „Figaro“ eine Enquête über die soziale Frage. Zuerst wandte er sich an Unternehmer und an Vertreter des Proletariats: an den Fabrik-Aufseher Creuzot, an den Hüttenbesitzer Schneider und an einen Arbeiter; an Eugène Péreire; an Cousté, den Vorsitzenden der Pariser Handelskammer; an den Baron A. Rothschild; an de La Rochefoucauld; an eine Hafenstadt; an den Fürsten Lichtenstein; ferner in Russland: an eine Werkstatt und an einen Mir. Die betreffenden Antworten wurden zuerst im „Figaro“ vom 1. August 1892 abgedruckt. Hierauf kündigte der Autor eine neue Serie an, diesmal von „Theoretikern und Parteiführern.“ Es erschienen auch nach und nach Antworten von Paul Brousse, Schaeffle, Malatesta, John Burns, Bebel, General Booth (von der Heilsarmee), Pastor Stoecker, Paul Leroy Beaulieu, Jules Guesde. Für die Buchausgabe kamen u. A. noch hinzu: Peter Lavrow, Adolf Wagner, Wladimir Solowiew, Eugène Fournière. Das ganze Werk ist eingeleitet durch zwei Vorreden von Jean Jaurès und Paul Deschanel.

Wer sich mit Sozialwissenschaften und mit Psychologie beschäftigt, wird es zu schätzen wissen, dass Huret die Resultate der Enquête in einem Bande zusammengestellt hat. Es wäre nämlich sonst unmöglich gewesen, sie sich komplet zu beschaffen, da einzelne Nummern des „Figaro“ bereits vergriffen sind, so die mit dem Interview des Baron Rothschild. Besagtes Interview ist sehr bemerkenswerth, so sehr, dass die „Révolte“ es bereits in einer kleinen Broschüre herausgegeben hatte; diese ist aber jetzt kaum noch aufzutreiben, da die allzeit gefällige Polizei sich der meisten Exemplare bemächtigt hat. Man kann in der That in diesem Gespräche wahre Perlen finden; wenigstens eine will ich hier herausgreifen: „Abgesehen von unglückseligen Ausnahmen oder unvermeidlichen Zufällen besitzt im Allgemeinen Jeder soviel Vermögen, als ihm seiner Intelligenz, seiner Energie und seiner eigenen Arbeit entsprechend zukommt.“¹¹ Wir könnten aber den ganzen Band so

zitiern, wenn wir die naive Unverfrorenheit, die brutale Gemeinheit der herrschenden, das Elend und die Leiden der beherrschten Klassen zeigen wollten. Man muss das Buch eben lesen und wieder lesen, darüber nachdenken und es sich dann merken. Huret hat da ein gutes Buch veröffentlicht, ein lehrreiches und sehr nützlich Werk.

A. H.
Bruno Wille: Einsiedelkunst aus der Kiefernhaide. Berlin 1897. Schuster & Loeffler.

„Gedichte eines Unzeitgemässen“, so sollte dieses Buch von rechts wegen heissen. Es enthält die lyrischen Bekenntnisse eines Mannes, der mitten in einer streiterfüllten Zeit niemals das Ideal des Friedens auf Erden aus den Augen verlor. Eines Mannes, dem in einer Zeit kraftvoll aufstrebender Demokratie die Lust und die Fähigkeit versagt blieb, in den breiten schlammigen Strom der Masse herzlich unterzutauchen. Eines Liebhabers der grossen Ruhe in einer Zeit, wo robuste Kampflust von Nöthen ist. Eines innerlich weichen, aus Feinfühligkeit verwundbaren und darum nach aussen spröden Künstlers in einer Zeit, die den innerlich harten, aber nach aussen geschmeidigen Politiker begünstigt. Eines schönheitsdurstigen Träumers in einer Zeit, die garnicht genug praktische Geschäftsleute brauchen und verbrauchen kann. Eines einsamen Einzelnen in einem Zeitalter der Massenwirkungen und Massenkämpfe.

Das Buch enthält reiche Schätze an Schönheit, denn es ist aus einer grossen Noth geboren. Aus der Noth des Allzufrühgeborenen, den die rohe unfertige Gegenwart schmerzt und quält, der ihre plumpen Zutraulichkeiten als Misshandlungen empfindet. Und die gequälte misshandelte Seele stöhnt nach Verklärung, und sie schafft sich ihre Verklärung in Sternengefunkt und Regenbogen-glanz. Vor dem derbfäustigen Lebendigen zieht sich ihr Liebesverlangen scheu zurück; so flüchtet es sich zu den unbelebten Dingen, herzinnige Brüderschaft erträumend mit Wolken und Winden, mit Gras und Blumen; Fels und Baum werden zu Symbolen einer schöneren, reineren, stolzeren und gütigeren Menschenwelt, die da verheissen ist den Enkeln und Urenkeln Dessen, „der treulich schmachkend aufwärts schaut.“ Und über dieser thaufrischen Zukunftswelt steht, in tiefen milden Farben leuchtend, der Regenbogen des ewigen Friedens. Ist dies beglückende Bild eine Fata Morgana? Sei's drum! Der Menschheit in die Höhe wachsen helfen kann nur, wer sich selber treu bleibt und seinem innersten Sehnen — „sei nur getreu der Sehnsucht, die um den Frieden treit!“

L. G.

REVUEN.

Die letzte Nummer der „**Temps Nouveaux**“ bringt an ihrer Spitze folgende Erklärung:

Die Hinrichtung Canovas'. Die Tageszeitungen haben die Nachricht von der Hinrichtung des Mannes gebracht, welcher als Minister die an den Verhafteten von Montjuich und den Gefangenen von Cuba und den Philippinen begangenen Greuel wenn nicht anbefohlen, so doch mit seiner Autorität gedeckt hat.

Die bürgerlichen Zeitungen, die von ihm bezahlt wurden, um diese Greuel in Abrede zu stellen oder todzuschweigen, geben dies ihr Schweigen auf, um den Anarchismus zu verdammen. Sie bleiben ihrer Lakaienrolle treu.

Was uns anlangt, so werden wir aus dieser That nur die Lehre ziehen, dass man nicht erstaunt sein darf, wenn inmitten des Schmutzes und der Gemeinheiten, denen die öffentliche Meinung zu unterliegen droht, eine Handlung dieser Art plötzlich den Machthabern zeigt, dass sie trotz ihrer Gewalt, trotz ihres Reichthums, nicht immer der Verantwortlichkeit für ihre Handlungen entgehen.

J. Grave.

Im Juli-Heft der „**Revue Socialiste**“ befindet sich eine Studie über die kapitalistische Produktion und die Arbeiterfrage in Russland von Marie Stromberg, nach den Ergebnissen der auf dem letzten Handels- und Industriekongress des ganzen Russlands erstatteten Berichte. Die Verlasserin zeigt klar und präzise, dass überall, wo das kapitalistische Regime durchdringt, es mit logischer Nothwendigkeit das Anschwellen des Proletariats und die Degeneration der Arbeiter-Bevölkerung nach sich zieht, welches auch die politischen Bedingungen eines Landes sein mögen.

Diese Studie giebt die gegenwärtige Lage der kapitalistischen Produktion in Russland und diejenige der Arbeiter, welche sie beschäftigt, wieder. Wir ersehen u. A., dass neben den unter den Arbeitern durch die kapitalistische Produktion hervorgerufenen Unruhen unter den Vertretern der Intelligenz, welche berufsmässig die Fabriken und Werkstätten aus unmittelbarer Nähe besichtigen, eine Bewegung zu Gunsten des russischen Proletariats existirt. Wir sehen, dass in dieser Autokratie, wo die Presse nicht die Sache der Arbeiter vertheidigen kann, Leute mit gutem Willen diese in die Hand genommen, und dass sie als das beste Mittel, die Unruhen zu bekämpfen, die Einschränkung der Arbeitszeit erachten, am besten durch Einführung des Achtstundentages.

A. H.

VARIA.

Zuschrift. Der Rezensent meiner „Bibliographie de l'Anarchie“ (Soz. Monatshefte, Juni 1897, p. 370), Herr B. M. wurde augenscheinlich durch dieses Buch in einer fixen Idee, die er mit manchen anderen gemein hat — dass es nämlich so gut wie keine anarchistische Litteratur gebe — gestört, und er fühlte sich bemüsst, seinem Erstaunen und Aerger in jener Besprechung Ausdruck zu geben. Wenn dies in einer in irgend einem Grade naiven Weise geschehen wäre, hätte ich nichts zu sagen, da dies nur ihn allein beträfe; da es aber durch Ausführung einer ganzen Reihe unrichtiger Thatsachen geschieht, erwarte ich von der Loyalität einer Zeitschrift, die auf die Mitarbeit aller sozialistischen Richtungen reflektirt, die Veröffentlichung dieser Berichtigung.

Herr B. M. führt als Bemerkung Elisée Reclus' in der Vorrede der Bibliographie an: „In jedem Menschen steckt ein Stück Revolutionär, i. e. Anarchist.“ Diese von ihm in Anführungszeichen zitierten Worte sind von ihm erfunden, und es ist demgegenüber am Platz, die ganze Stelle anzuführen, wie sie thatsächlich lautet; dadurch wird auch Herrn B. M.'s geschmacklose Beziehung auf seinen König Stumm, ohne den es nicht abgeht, beleuchtet.

„D'ailleurs la littérature anarchiste proprement dite n'est qu'une partie inférieure de celle qui forme le véhicule de nos idées. Maintenant nos adversaires eux-mêmes se chargent de propager la sémence de révolte. Il n'est guère d'écrivain, il n'en est pas même un seul digne d'être lu, dans lequel ne se trouve un ferment de renouveau, soit à propos de la civevant morale convenue ou de la religion traditionnelle, soit encore à propos des castes dirigeantes ou de l'économie politique orthodoxe. Quel est l'homme de conviction qui, dans ses plaidoyers, ne soit quelque peu révolutionnaire. S'il peut espérer d'avoir une certaine influence, ce n'est jamais que par les idées neuves, socialistes ou anarchistes, de son enseignement, car le reste n'est que simple répétition, que redite pure de ce que des milliers d'individus avaient exposé avant lui. A leur point de vue de conservateurs intransigents, les fanatiques de la loi ou de la religion qui ne coulaient pas d'un autre livre que le Code, le Coran ou la Bible, avaient raison! „Tout nouvel ouvrage est inutile s'il concluse la vérité, funeste s'il en diffère.“ C'est dire que toute la littérature contemporaine est anarchiste

par quelque côté; à notre propagande directe s'associent les mille propagandes indirectes de la foule des poètes, romanciers, philosophes et sociologues“.

Nach Herrn B. M. findet man in meinem Buch „unter den Reihen der Anarchisten“ Weitling, Cabet und Fourier. Dies ist, was Cabet und Weitling betrifft, direkt un wahr. Cabet wird erwähnt als Verfasser einer Broschüre gegen die den Anarchisten nahe stehende Richtung des „Humanitaire“ (1841) und als Zusammensteller einer Liste der ersten kommunistischen Publikationen. Weitling wird bei Gelegenheit der Anführung älterer Vertreter des Diebstahls im Interesse der Propaganda, wegen seiner diesbezüglichen Aeusserungen zitiert und ausdrücklich „Kommunist“ neben dem Anarchisten Déjacques genannt. Von Fourier wird der freiheitliche Charakter seiner Idee der „anziehenden Arbeit“ hervorgehoben, weil sich dadurch die Produktion selbst regeln und die beschliessenden Versammlungen und Behörden der autoritären Sozialisten überflüssig werden und wegfallen würden. —

Dass ich „den grössten Theil der sozialpolitischen Litteratur Italiens für den Anarchismus reklamirt“ habe, ist richtig und entspricht den Thatsachen; möge Herr B. M. aus den Seiten 118—136 (Italien) des Buches Schriften oder Zeitungen anführen, die nicht anarchistisch sind! Von den Mailänder Publikationen und denen der Richtung Costa's (seit 1880) abgesehen, ist die nicht-anarchistische sozialistische Litteratur Italiens bis auf die letzten paar Jahre verschwindend klein.

Stepniak, den mir Herr B. M. zu erwähnen empfiehlt, ist thatsächlich erwähnt (S. 195), übrigens nicht als Anarchist, da das erwähnte Buch „La Rossia solterenea“ nicht zur anarchistischen Propaganda bestimmt war. —

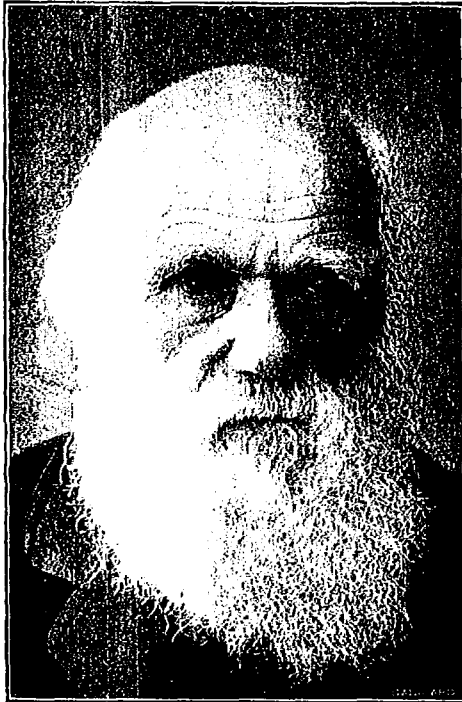
Dass der Umfang der Bibliographie durch die Anführung von „Chansons et Poésies, Placards et Manifestes“ „begreiflich“ ist, dürfte dem Leser weniger begreiflich erscheinen, wenn er erfährt, dass derartige Listen kaum zwei von den 250 Seiten des Textes des Buchs umfassen.

Ob nun Jemand, dessen Rezension aus all diesen Unrichtigkeiten besteht, berufen ist, die Bemerkung von Reclus, dass der grösste Theil dieser Publikationen nicht dauernden Werth besitzt, als Widerspiegelung des Inhalts dieses Buchs zu bezeichnen, bezweifle ich, zumal Herr B. M. auch hier Reclus nicht korrekt citirt, der diese (von jeder Bibliographie geltende) Bemerkung macht, um hinzuzufügen, dass einige dieser Werke dauernd leben werden.

25. Juli 1897.

Dr. M. Nettlau.





CHARLES DARWIN.